1,20 DM/Band 196

Neuer Roman

BASTEI

# GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

# Die Spinnen-Königin

von Jason Dark

mit John Sinclair dem Geisterjäger

Belgien-Luxemb. F 20 / Frankr. F 2,80 / Italien L 600 / Nieder. f 1,50 / Österr. S 9,- / Schweden kr 3,- i.m. / Spanien P 30 / Schweiz Fr 1,50




# Die Spinnen-Königin

## Gespenster Krimi Nr. 196

***von Jason Dark***

***erschienen am 14.06.1977***

***Titelbild von Vicente Ballestar***

Sinclair Crew

# Die Spinnen-Königin

**Sie war wie ein Phantom! Schön, kalt und unnahbar. Sie stammte aus einer Zeit, die älter war als das Menschengeschlecht. Ihre Vorfahren hatten Dämonen und finsteren Göttern gedient und ihnen gräßliche Opfer dargebracht. Dann waren sie zu Sklaven erniedrigt worden und selbst eingegangen in die Dimensionen des Terrors und des Grauens. Doch sie war durch einen geheimen Zauber selbst zu einem Dämon mutiert. Sie besaß eine grenzenlose Macht, und auf ihr Kommando hörte eine Armee. Eine Armee von Spinnen. Denn sie war - die Spinnen-Königin!**

Seit sechs Nächten schon quälte Chuck Manners der gleiche Alptraum. Er sah sich inmitten einer urwelthaften Landschaft, durchzogen von gewaltigen Gebirgen und endlos erscheinenden Wüsten. Der Himmel über dem Land war violett, es schien keine Sonne, und die Luft war kaum zu atmen.

Chuck Manners taumelte weiter. Schritt für Schritt über das graue Lavagestein, aus dessen Spalten und Poren heiße, schwefelgelbe Dämpfe quollen.

Irgendwann tauchte die Schlucht vor ihm auf. Zu beiden Seiten wurde sie von haushohen Felswänden begrenzt, deren obere Ränder den Himmel zu berühren schienen.

Dunkel gähnte ihm der Eingang entgegen. Er erschien Chuck Manners wie der Schlund zur Hölle.

Vielleicht war er das auch! Vielleicht war das der Eingang zur Hölle, und in der Schlucht lauerte der Teufel.

Manners wollte nicht mehr weitergehen. Doch seine Beine gehorchten ihm nicht. Unaufhaltsam näherte er sich dem Eingang.

Und dann hörte er das Zischen. Es war von enormer Lautstärke, bösartig, und schien die gesamte Luft zu erfüllen.

Chuck Manners Augen weiteten sich. Im Eingang der Schlucht tauchte plötzlich eine riesige Spinne auf. Mit Beinen dreimal so groß wie ein Mensch. Der graue Oberkörper wirkte wie ein riesiger Pilz mit unzähligen Haaren, die der heiße Wind bewegte wie das Gras in der Savanne. Die übergroßen Facettenaugen der Bestie schillerten in allen Farben des Spektrums.

Chuck Manners sah, wie sich die beiden vorderen Beine der Spinne vom Boden hoben, auf ihn zuschossen und ihn packten.

Chuck Manners wollte brüllen, doch kein Ton drang aus seiner Kehle.

Hoch schwebte er in der Luft, schlug verzweifelt mit den Armen um sich, spürte den alles verzehrenden Schmerz, der seinen Körper zu zerreißen drohte - und erwachte.

Schweißgebadet setzte Manners sich im Bett auf. Er hörte seinen eigenen Herzschlag trommeln, und das Blut klopfte in seinen Schläfen.

Manners mußte husten. Seine Kehle war ausgetrocknet, als hätte ein Schwamm sämtlichen Speichel aufgesogen. Chuck Manners Finger fand den Knopf der Nachttischlampe.

Er knipste das Licht an.

Die plötzliche Helligkeit blendete ihn. Er kniff die Augen zusammen, bewegte dabei die Gesichtsmuskeln und spürte das Kribbeln. Es war ein kitzliges Gefühl, so als würden seidenweiche Fingerkuppen leicht über die Haut fahren.

Chuck Manners drehte sich auf die andere Seite des französischen Bettes. Jetzt konnte er in den runden Wandspiegel blicken.

Da traf ihn fast der Schlag.

Sein Gesicht war von einem hauchdünnen Spinnennetz umwoben!

***

Chuck Manners wußte im ersten Augenblick nicht, was er tun sollte. Sekundenlang blieb er stocksteif sitzen, dann warf er die Decke zur Seite, sprang aus dem Bett, stieß sich am Türpfosten die Schulter und taumelte ins Bad.

Er drehte den Kran auf.

Wasser rauschte in das Becken.

Manners formte mit beiden Händen einen Trichter, ließ Wasser hineinlaufen und spritzte es sich ins Gesicht. Er wollte sich die gräßlichen Spinnweben abwaschen, doch das war nicht einfach. Das Zeug klebte wie Leim.

Manners nahm in seiner Hilflosigkeit Schwamm und Seife, wusch und rieb, bis die Haut puterrot war. Er zog mit den Fingern die letzten Fäden ab und spülte sie in den Ausguß.

Dann ließ er sich schweratmend auf den Rand der Wanne fallen. Aus seinen Haaren und vom Gesicht tropfte das Wasser und hinterließ feuchte Flecken auf dem Fliesenmuster.

Chuck Manners wußte nicht, wie lange er auf dem Rand der Wanne gesessen hatte. Er hatte über den schrecklichen Traum und dessen Folgen nachgedacht. Es war unwahrscheinlich, was er erlebt hatte. Das durfte er niemandem erzählen. Er hatte von diesen gräßlichen Riesenspinnen geträumt und war mit Spinnweben im Gesicht erwacht.

Das war einfach unglaublich!

Chuck Manners stand auf. Er fror plötzlich und hatte auch Durst. Er ging zum Kühlschrank und holte sich eine Dose Bier. Er nahm kein Glas, sondern trank direkt aus der Büchse.

Eiskalt rann die Flüssigkeit in seinen Magen. Manners setzte die Dose ab und griff zu den Zigaretten. Nachdenklich zündete er sich ein filterloses Stäbchen an. Und er begann zu überlegen.

Chuck Manners war ein nüchterner Mensch. Er arbeitete als Hochbauingenieur bei der Londoner Stadtverwaltung und kannte das Gesetz von Wirkung und Gegenwirkung. Dieser Traum mußte eine Ursache haben.

Aber welche?

Manners ließ die letzten beiden Wochen vor seinem geistigen Auge Revue passieren. Er überlegte, ob er irgendein entscheidendes Erlebnis gehabt hatte, was in seinem Unterbewußtsein nachgewirkt hätte.

Aber da war nichts - oder?

Sicher, vor genau acht Tagen waren er und zwei seiner Freunde bei Madame Wu gewesen.

Madame Wu! Eine schillernde Persönlichkeit. Angeblich aus China geflohen, hatte sie sich in London festgesetzt, um Kunstgegenstände

aus ihrer alten Heimat zu verkaufen. Sie hatte diese Antiquitäten tonnenweise über die Grenze geschmuggelt, wohnte jetzt auf der Themse in einem Hausboot, das gleichzeitig auch als Geschäft fungierte.

Zu dritt waren sie dagewesen, hatten sich die Sachen angesehen, aber nichts gekauft.

Madame Wu war sehr freundlich gewesen, und beim Abschied hatte sie geheimnisvoll gelächelt. Ja, daran konnte sich Chuck Manners noch genau erinnern.

Nur - was hatte Madame Wu mit Spinnen zu tun?

Manners zündete sich die zweite Zigarette an. Unruhig wanderte er in seiner Küche auf und ab.

Spinnen - Madame Wu - Spinnen. Die beiden Begriffe kreisten in seinem Schädel.

Und dann wußte er es.

Ja, er hatte bei ihr eine Spinne gesehen. Aber keine, die lebte. Sondern eine Spinne aus Jade. Sie hatte unter einer Glasvitrine gestanden, ihre Augen waren aus unzähligen Diamantsplittern zusammengesetzt und hatten ebenso gefunkelt wie die im Traum.

Sollte da etwa ein Zusammenhang bestehen?

Möglich war es.

Aber wie kamen dann die Spinnweben in sein Gesicht?

Ein Rätsel, das er wohl nie lösen würde. Es sei denn, er würde Madame Wu selbst fragen, auch wenn sie ihn auslachte.

Chuck Manners drückte die Zigarette aus. Er nahm sich vor, dieser Madame Wu am nächsten Tag einen Besuch abzustatten, oder vielmehr am gleichen Tag, denn Mitternacht war schon vorbei.

Chuck Manners betrat wieder sein Schlafzimmer. Trotz des Teppichbodens hatte er kalte Füße.

Manners bewohnte ein Zweieinhalb-Zimmer-Apartment. Er war Junggeselle, achtundzwanzig Jahre alt und verdiente relativ gut. Einige Frauengeschichten hatte er schon hinter sich, doch für eine feste Bindung hatte es nie gereicht.

Außerdem war Manners nicht gerade ein Adonis. Er hatte trotz seiner jungen Jahre schon einen beachtlichen Bauch, und auch seine Stirn konnte man als recht hoch bezeichnen. Weniger rücksichtsvolle Typen nannten es Halbglatze. Manners' Haar war dünn, eine Farbmischung zwischen Braun und Schwarz, und die Haare, die ihm auf dem Kopf fehlten, wuchsen auf der Brust um so dichter. Manners' Gesicht war rund, die Lippen zu schmal, die Augen ebenfalls, aber die Wangen waren rund und leicht angerötet. Aus diesem Grund nannten ihn seine Arbeitskollegen auch Rotbäckchen.

Manners störte das nicht. Hauptsache, man ließ ihn in Ruhe. Er war früher in der freien Wirtschaft tätig gewesen, doch der Job dort war

ihm zu hart geworden. Bei der Stadt hatte er dann den richtigen Posten gefunden. Dort arbeitete man sich nicht tot. Es sei denn am Montag, wenn zwei Kalenderblätter abgerissen werden mußten.

Manners ging wieder ins Bett.

Er versuchte etwas zu schlafen, doch es wollte ihm nicht so recht gelingen.

Immer wieder mußte er an Madame Wu denken und an ihr rätselhaftes, geheimnisvolles Lächeln…

***

»Du siehst schlecht aus, mein Lieber«, stellte Larry Lund fest, als Chuck Manners das gemeinsame Büro betrat.

Manners hatte sich verspätet. Unter seinen Augen lagen tiefe, dunkle Ringe, die Haut war faltig und die Krawatte unordentlich gebunden. Er hatte sich nicht rasiert.

Chuck Manners ließ sich auf seinen Bürostuhl fallen. Mit der linken Hand drehte er den Riegel des Fensters zurück und zog die rechte Hälfte der zweigeteilten Scheibe auf.

Kühle, nasse Luft strömte in das Büro. Es war draußen viel zu warm für die Jahreszeit. Nach dem vielen Schnee war das Thermometer um zahlreiche Grade geklettert, und jetzt herrschten schon Vorfrühlingstemperaturen. Das Wetter machte die Menschen nervös und reizbar. Die Selbstmordquote in London war schlagartig in die Höhe geschnellt.

Chuck Manners wischte sich über das Gesicht.

»Verspätet hast du dich auch«, sagte Larry Lund.

Manners nickte. »Ich weiß.«

»Und?«

»Wieso und?«

Lund legte den Kugelschreiber, den er bisher in der Hand gehalten hatte, zur Seite. Dann zündete er sich eine Zigarette an. Während er den blauen Rauch ausstieß, sagte er: »Mit dir stimmt was nicht, Chuck. Das geht doch nicht nur heute so. Schon die letzten Tage ist mir aufgefallen, daß du nicht mehr so bist wie früher. Du hast schlechte Laune, wirkst unausgeschlafen, bist gereizt. Mensch, Chuck, sag mir, was los ist. Hast du Liebeskummer? Oder anderen Ärger? Mach doch mal endlich deinen Mund auf. Vielleicht kann ich dir helfen. Wir kennen uns schließlich lange genug.«

Chuck Manners atmete tief ein. »Ja, das stimmt, Larry, wir kennen uns lange genug.«

Manners blickte sein Gegenüber an. So wie Larry aussah, davon hatte er immer geträumt. Lund war ein Frauentyp. Schwarzes lockiges Haar, einen Clark-Gable-Schnäuzer auf der Oberlippe.

Lund wußte, daß er gut aussah, und nutzte das beim anderen

Geschlecht auch reichlich aus. Es gab kaum ein weibliches Wesen im Amt, das er noch nicht auf seine Lagerstatt gezogen hatte. Und da er in Soho wohnte, nannte man ihn den Vollstrecker von Soho.

Jetzt griff Manners auch nach seinen Zigaretten. »Die Geschichte ist so unglaublich, Larry, daß du sie mir nicht glauben wirst.«

»Warte es doch ab.«

»Okay, denn. Du warst ja selbst mit bei dieser Madame Wu.«

»Ja.«

»Erinnerst du dich noch an die Spinnenfigur, die wir so bewundert haben?«

Lund winkte ab, »Ach ja, das Ding aus Jade.«

»Genau die. Aber du wirst lachen, Larry, die Figur läßt mir keine Ruhe. Die verfolgt mich in meinen Träumen.« Und dann erzählte Chuck Manners, was er in den letzten Nächten erlebt hatte. Und daß er an diesem Morgen aufgewacht war und Spinnweben in seinem Gesicht gefunden hatte.

Zum Schluß sagte er: »Ich habe mir das alles nicht aus den Finger gesaugt, Larry. Alles ist wahr.«

Lund schüttelte den Kopf. Seine Zigarette war im Ascher verqualmt. Er hatte sie vergessen, zu spannend war die Erzählung seines Freundes gewesen.

»Also, wenn ich dich ja nicht so gut kennen würde, Chuck, dann würde ich sagen, du spinnst. So aber…«

»Was würdest du denn an meiner Stelle tun?« erkundigte sich Chuck bei seinem Freund.

»Ich würde zu dieser Madame Wu noch einmal hingehen.« Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen.

»Das hatte ich auch vor«, erwiderte Chuck Manners. »Nur - was soll ich der Frau sagen?«

»Daß du dich für ihre Sachen interessierst, ganz einfach. Du gibst dich als Käufer aus. Sagst, du hättest dir die Sache überlegt und so. Ach, dir wird schon das Richtige einfallen.«

Chuck Manners stand auf. »Tja, das werde ich dann wohl auch tun«, murmelte er. »Falls jemand nach mir fragen sollte…«

»Ich weiß schon, du bist beim Arzt.«

Manners lachte. »Den werde ich wohl bald in Anspruch nehmen müssen. Aber dann einen Psychiater.«

Manners nickte Lund noch einmal zu und verließ das Büro. Er sah nicht mehr, wie sich Larry Lund gegen die Stirn tippte. »Verrückt«, murmelte er, »verrückt. Aber das ist wahrscheinlich das Wetter.« Dann widmete sich Lund wieder seinen statistischen Tabellen.

Chuck Manners hatte inzwischen mit dem Paternoster das Erdgeschoß erreicht. Eine junge Kollegin grüßte ihn freundlich. Manners sah es kaum, zu sehr war er in seine eigenen Gedanken

versunken. Manchmal schüttelte er sich auch, als würde er noch immer die Spinnweben auf seinem Gesicht fühlen.

Sein Wagen stand auf dem Mitarbeiter-Parkplatz. Es war ein Mini Cooper.

Dunkelgrün und mit einigen Rostflecken versehen.

Chuck Manners startete und fuhr los.

Der morgendliche Berufsverkehr war bereits vorbei, und er kam gut voran. Er bog auf den breiten mehrspurigen Victoria Embankment ein und fuhr immer an der Themse entlang, deren Fluten sich grau und träge dem Meer entgegenwälzten. Am gegenüberliegenden Ufer sah er die Piers.

Nach einer Fahrt von zwanzig Minuten erreichte er den Vorort Stepney. Chuck Manners hatte die breite Fahrbahn des Victoria Embankment verlassen müssen. Er kurvte jetzt über schlechtere Nebenstraßen und durch miese Wohngebiete. Mietskaserne reihte sich an Mietskaserne. Jedes Haus war viergeschossig. Hinter zahlreichen Scheiben hingen keine Gardinen, und der Zahn der Zeit hatte an den Hauswänden genagt.

Dann bog Chuck Manners in eine schmale, unbefestigte Straße ein, die geradewegs zum Themseufer führte. Gärten säumten den Weg. Das Land war flach wie ein Brett, und es gehörte bereits zum Überschwemmungsgebiet des Flusses. Die Leute, die hier ihre Gärten pflegten, mußten unverbesserliche Optimisten sein.

Manners konnte bereits die Schiffe sehen, die die Wellen durchpflügten. Noch eine Kurve, und er erreichte den schmalen Streifen der Uferbefestigung, auf dem das Unkraut bald kniehoch wucherte.

Manners stellt den Wagen ab und stieg aus. Er hatte seinen Mini Cooper neben zwei anderen Schlitten geparkt, den Mantel übergezogen und ging auf den Steg zu, der das Land mit Madame Wus Hausboot verband.

Der Steg führte in einer schrägen Ebene dem Boot entgegen. Er war an beiden Seiten von Eisengeländern eingerahmt, an denen man sich festhalten konnte, denn die Holzbohlen waren von der Nässe stellenweise glitschig geworden.

Manners sah das Haus- oder Wohnboot. Es war ziemlich groß und erinnerte den jungen Ingenieur an einen alten Mississippi-Dampfer ohne Schaufelräder.

Es gab ein großes Oberdeck, auf dem sich die Ausstellungsräume befanden. Früher hatten hier die Gäste des Vergnügungsdampfers ihre Tänzchen gewagt, doch heute waren die Räume zweckentfremdet worden. Genau wie das übrige Schiff.

Chuck Manners blieb für einen Moment auf dem Deck stehen. Der Wind fuhr durch seine Haare und spielte mit dem Kragen seines

Mantels. Chuck hörte Stimmen.

Eine Frau lachte, und dann sagte ein Mann: »Komm, Elisa, laß es gut sein. Schließlich habe ich keinen Dukatenesel in der Ecke.«

Ein Ehepaar kam die Treppe vom Niedergang hoch. Beide in den mittleren Jahren. Der Mann trug ein Paket unter dem Arm.

Gerade drehte sich die Frau um und rief der hinter ihr auf den Stufen stehenden Madame Wu zu: »Das war bestimmt nicht unser letzter Besuch, Madame.«

»Sollte mich freuen.«

Chuck Manners fühlte, wie ihn die Stimme der Chinesin elektrisierte.

Und dann sah er die Frau.

Madame Wu!

Rätselhaft, durchtrieben, geheimnisvoll!

Sie trug einen engen roten Hosenanzug aus feinster Seide. Ihr pechschwarzes Haar hatte sie nach hinten gekämmt und im Nacken zu einem Knoten gebunden. Die Figur der Frau war schlank und biegsam wie eine Gerte. Deutlich zeichneten sich ihre straffen fraulichen Formen unter dem Stoff ab. Doch das Gesicht der Frau lösten bei ihm keine erotischen Gefühle aus.

Das Gesicht war eine kalte, schöne Maske.

Die glatte Haut wies kein einziges Fältchen auf. Sie schimmerte wie poliertes Marmor, und der Betrachter konnte den Eindruck haben, vor einer lebensgroßen Puppe zu stehen. Die hochstehenden Wangenknochen und die geschlitzten Augen verrieten die Herkunft der Frau. Ihr Alter war kaum zu schätzen. Madame Wu konnte sowohl zwanzig als auch vierzig Jahre zählen.

»Einen Moment bitte, Mister Manners«, sagte sie mit ihrer kühlen, unpersönlich klingenden Stimme. »Ich bin gleich für Sie da.« Sie verabschiedete sich von den Kunden, geleitete sie bis zum Steg und wandte sich dann Chuck Manners zu.

»Es freut mich, daß Sie gekommen sind, Mister Manners.«

Chuck schluckte. Vor Aufregung knetete er seine Finger. »Sie - Sie erinnern sich noch an meinen Namen?«

»Wer könnte ihn je vergessen. Ich weiß schließlich, weshalb Sie hier sind. Kommen Sie.«

Chuck fühlte die Hand der Chinesin auf seiner Schulter, und obwohl er einen Mantel trug, drang eine unerklärliche Kälte bis auf seine Haut.

Willenlos ließ er sich mitführen.

Madame Wu ging mit ihm unter Deck. Hier hatten früher die Schlafkabinen der Gäste gelegen. Jetzt dienten die Räume als Lager.

Trübe Glühbirnen unter der Decke gaben wenig Helligkeit. Chuck Manners hörte, wie die Wellen gegen die Bordwand klatschten. Es war ein monotones, einschläferndes Geräusch.

»Aber Sie wissen doch gar nicht, was ich will«, sagte Chuck Manners. Er wollte stehenbleiben, denn plötzlich fürchtete er sich vor dieser Chinesin.

Madame Wu schob ihn weiter. »Beruhigen Sie sich, Mister Manners. Ich weiß, daß Sie das Rätsel der Spinne lösen möchten.«

»Und woher wissen Sie das?«

»Werden Sie gleich sehen.«

Madame Wu ging an dem Mann vorbei und öffnete eine Tür, deren Holz mit seltsamen chinesischen Schriftzeichen versehen war.

Einladend hielt Madame Wu die Tür auf. »Gehen Sie hinein, Mister Manners…«

Chuck gehorchte. Er wollte erst nicht, aber dann blickte er in die Augen der Frau, in denen plötzlich gelbe Funken irrlichterten und von denen solch ein Zwang ausging, daß Manners nicht anders konnte, als zu gehorchen.

Das Zimmer hinter der Tür war in dämmriges Halbdunkel getaucht. Je weiter sich Manners jedoch dem Raum näherte, um so stärker sah er ein grünes Licht leuchten, das ihn wie ein Magnet anzog.

Chuck Manners ahnte nicht, daß ihn hinter der Tür das Grauen erwartete.

Und so ging er Schritt für Schritt seinem Verderben entgegen…

***

Chuck Manners verspürte plötzlich ein seltsames Kribbeln auf seiner Haut. Seine Blicke waren nur auf das grüne Licht gerichtet, das ihm wie das Ziel aller Hoffnung erschien.

Seltsame Befehle drangen in sein Hirn.

Hart, fordernd.

*Komm näher!* raunte es in seinem Kopf. *Komm zu uns! Komm zu den Spinnen! Wir warten auf dich!*

*Ja!* formulierte Chuck Manners seine gedankliche Antwort und nahm so telepathischen Kontakt mit dem grün leuchtenden Gegenstand auf.

Er setzte den Fuß über die Türschwelle des Raumes und vernahm nicht, wie Madame Wu hinter ihm die Tür leise schloß.

Die Chinesin war draußen geblieben. Sie wußte Chuck Manners in sicherer Obhut.

Ein seltsamer exotischer Geruch raubte Manners fast den Atem und legte sich schwer auf seine Lunge. Ihn schwindelte plötzlich. Der Boden schien unter seinen Füßen zu schwanken, doch unbeirrbar ging Manners auf den grün leuchtenden Gegenstand zu.

Auf die Spinne aus Jade!

Sie stand auf einem Tisch. Grünes Licht hüllte die Figur wie eine Wolke ein und ließ die Kanten der Tischplatte wie in einem Nebel verschwimmen.

Die Befehle in Manners' Gehirn waren stärker geworden, lauter.
»Faß mich an!«
Manners streckte den rechten Arm vor. Seine Finger waren gekrümmt. Sie legten sich wie Klammern um den Oberkörper der Spinne.
Kaum hatte Manners Kontakt, spürte er das Brennen auf seiner Haut. Er wollte seine Hand wegziehen, es ging nicht mehr. Die Spinne klebte daran fest!
Manners keuchte. Seine Augen quollen ihm aus den Höhlen. Jäh begriff er, daß er im Bann der grün leuchtenden Spinne stand, daß er nicht mehr von ihr loskam.
Mit der anderen, noch freien Hand stützte er sich auf die Tischplatte. Er neigte dabei seinen Oberkörper vor. Sein stierer Blick traf die Spinne, und Manners sah mit Entsetzen, daß das aus Jade gefertigte Tier lebte.
Ja, es bewegte sich!
Die in allen Farben schillernden Facettenaugen der Spinne bewegten sich, rotierten um eine unsichtbare Achse. Dann begann die Spinne zu laufen. Acht Beine setzten sich in Bewegung. Die Spinne kroch unter Manners' Handfläche weg, erreichte seinen aufgestützten Arm und krabbelte daran hoch.
Chuck Manners stöhnte vor Entsetzen!
Was er hier erlebte, übertraf noch seine schlimmsten Alpträume. Und er konnte sich nicht rühren. Tatenlos mußte er mit ansehen, wie die Spinne immer höher kletterte, jetzt seine Schulter erreichte und auf sein Gesicht zukroch.
In salzigen Bächen lief Chuck Manners der Schweiß von der Stirn. Er hatte sich schon als kleines Kind vor Spinnen geekelt. Immer wenn er eine gesehen hatte, dann hatte er sie zertreten.
Und jetzt nahm die Spinne Rache!
Die beiden vorderen Füße der Spinne hatten bereits seinen Kragen erreicht. Ein winziges Stück nur…
Da spürte Manners die Beine auf seiner Nackenhaut. Er wollte schreien, doch seine Kehle war wie zugeschnürt. Nicht einmal ein Röcheln drang aus seinem Mund.
Die Spinne ließ sich nicht aufhalten.
Sie glitt an seinem Hals hoch, erreichte das Kinn, tastete sich weiter, über die Lippen, bis zur Nase…
Scharf sog Chuck Manners die Luft ein.
Endlich hatte die Spinne ihr Ziel erreicht.
Wie festgeklebt saß sie auf seinem Gesicht.
Chuck Manners schielte nach unten. Er mußte die Augen sehr verdrehen, um überhaupt von dem Tier etwas erkennen zu können. Er sah die feinen Härchen auf dem grün schillernden Leib. Sie zitterten,

als stünden sie unter Strom. Fest lagen die acht Beine auf Manners' Haut.

Manners dachte an die giftigen Beißwerkzeuge.

Wenn die Spinne zubiß, dann war er verloren.

Chuck hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als er plötzlich den scharfen Schmerz spürte.

Jetzt ist es passiert! schrie es in ihm.

Es war ein Brennen, das seinen gesamten Kopf erfaßte und bis in die letzte Nervenfaser drang. Manners hatte das Gefühl, in seinen Adern würde ätzende Säure pulsieren.

Doch das Brennen verging - und Manners lebte noch immer.

Die Spinne setzte sich wieder in Bewegung. Geschickt lief sie an seinem Gesicht entlang, huschte über den Arm und nahm auf ihrem kleinen Sockel Platz.

Wenige Atemzüge später bot sie sich starr und steif dem Auge des Beobachters.

Eine Spinne aus Jade.

Ein Kunstwerk…

Chuck Manners konnte wieder frei atmen. Auch sein Arm ließ sich wieder bewegen. Schlagartig war die Lähmung von ihm gefallen.

Der Ingenieur richtete sich langsam wieder auf. Seine Sachen klebten ihm am Körper. Fahrig wischte er sich über das Gesicht. Er stand in absoluter Finsternis. Das grüne Licht hatte nachgelassen. Die Spinne war kaum noch zu erkennen.

Da wurde die Tür geöffnet.

Madame Wu betrat den Raum.

»Warum machen Sie denn kein Licht?« fragte sie und knipste die Deckenbeleuchtung an.

Eine am Draht baumelnde Glühbirne verbreitete einen milchigen Schein.

»Haben Sie die Spinne denn überhaupt gesehen?« erkundigte sich die Chinesin mit einem wissenden Lächeln.

Chuck Manners hob die Schultern. »Ich…also…ich…«

Madame Wu lachte. »Nun, da steht sie. Ein Prachtstück, nicht wahr?« Sie zeigte auf die Spinne und strich mit den Kuppen ihrer langen schmalen Finger darüber. »Wissen Sie, Mr. Manners, ich habe sie aus meiner Heimat mitgebracht. Aus China. Sie stand in einem kleinen Dorfmuseum, tief im Inneren des Landes. Es war schwer für mich, sie in meinen Besitz zu bringen, denn die Einheimischen sagten ihr magische Kräfte nach. Das ist natürlich Unsinn, aber die einfachen Menschen…« Madame Wu blickte Chuck prüfend an. »Oder haben Sie etwas von magischen Kräften bemerkt?«

»Nein - ich, also, ich weiß nicht so recht.«

Die Chinesin lachte. »Kommen Sie, Mr. Manners, Sie sind ja völlig

durcheinander. Diese Spinne muß Sie ja ungeheuer beeindruckt haben. Ich bringe Sie am besten zu Ihrem Wagen. Ich habe selten erlebt, daß sich jemand von dem Anblick der Spinne so hat fesseln lassen.«

Chuck Manners ließ alles mit sich geschehen. Madame Wu brachte ihn auf das Deck. Sie ging sogar mit ihm noch über den Steg und verabschiedete sich erst kurz vor der Uferwiese.

»Bis bald, Mr. Manners«, sagte sie mit einem seltsam klingenden Unterton in der Stimme.

Manners konnte nur nicken. Zu einer anderen Reaktion war er gar nicht fähig.

Erst als er hinter dem Steuer seines Wagens saß, konnte er wieder klar denken. Noch einmal lief sein Besuch auf dem Hausboot vor seinem geistigen Auge ab.

Genau erinnerte er sich an die Spinne, daß er sie angefaßt hatte, an das grüne Licht - und dann…

Weg! Sein Gehirn war plötzlich wie leergefegt. Filmriß, Mattscheibe.

Chuck Manners schlug sich auf den rechten Schenkel. »Das ist mir doch noch nie passiert«, murmelte er kopfschüttelnd. Er warf einen Blick auf die Uhr und stellte fest, daß es sich eigentlich nicht mehr lohnte, zum Amt zurückzufahren. Aber das Hausboot wollte er auch nicht mehr betreten. Auf keinen Fall.

Beinahe fluchtartig verließ er das Ufergelände. Als er einmal in den Rückspiegel blickte, sah er Madame Wu auf dem Steg stehen. Sie hatte die Hände in beide Hüften gestützt, und Manners schien es, als lächele sie wissend.

»Nein!« sagte er sich. »Nie mehr kehre ich hierher zurück. Niemals!«

Chuck Manners sollte sich irren…

***

Larry Lund war wütend und machte sich gleichzeitig Sorgen. Wütend war er deshalb, weil sein und Manners Vorgesetzter aufgetaucht war und nach Chuck gefragt hatte. Lund hatte erzählt, daß Manners zum Arzt sei, doch dem Gesichtsausdruck des Chefs hatte er entnommen, daß der Mann ihm keinen Glauben schenkte. Zum Glück hatte er nichts gesagt. Aber Lund wußte, daß der Chef sich solche Vorkommnisse genau merkte und sie auch nicht vergaß.

Sorgen machte sich Lund deswegen, weil sich Chuck auch um vier Uhr nachmittags noch nicht gemeldet hatte.

Larry Lund hatte Angst, daß seinem Kollegen etwas passiert war.

Er hielt es nicht mehr länger aus, schnappte sich das Telefonbuch und suchte Madame Wus Rufnummer heraus. Er fand sie nach langem Suchen.

Larry Lund konnte direkt durchwählen.

Nach dem dritten Klingeln meldete sich die Chinesin.
Larry stellte sich vor und fragte dann nach Chuck Manners.
»Der war bei mir«, erklang die Stimme der Frau.
»Und?«
»Was meinen Sie?«
Lund wechselte den Hörer von der Rechten in die Linke. »Ich meine, wann ist er wieder weggefahren? Er ist nämlich noch nicht an seinem Arbeitsplatz eingetroffen, und ich mache mir Sorgen.«
»Tut mir leid«, erwiderte Madame Wu, »da kann ich Ihnen auch nicht helfen. Er hat mir nicht gesagt, wohin er gefahren ist. Vielleicht rufen Sie mal bei ihm zu Hause an.«
»Mr. Manners hat kein Telefon.«
»Das wußte ich nicht.«
»Na ja, schon gut. Auf jeden Fall bedanke ich mich für Ihre Hilfe.«
»Gern geschehen, Mr. Lund.«
Larry legte den Hörer auf. Und genau eine Sekunde später schrillte das Telefon.
Chuck Manners war am Apparat.
»Endlich«, stöhnte Lund. »Ich hatte schon wer weiß was gedacht, wo du steckst. Sag mal, was ist eigentlich los? Kommst du gar nicht mehr arbeiten?«
»Nein, es ist schon zu spät.«
Lund lachte gekünstelt. »Du hast vielleicht Nerven. Der Chef war schon da und…«
»Der kann mich kreuzweise«, unterbrach Chuck seinen Kollegen. »Aber was anderes - hast du heute abend was vor?«
»Eigentlich ja.«
»Schade. Ich hatte gedacht, du könntest vorbeikommen.«
»Liegt denn was Besonderes an?«
»Nein, aber ich wollte ganz gern mal mit dir reden. Über einige Dinge, die mir widerfahren sind und mit denen ich nicht fertig werde.«
»Sind die denn so wichtig?« wollte Lund wissen.
»Für mich schon.«
»Okay, dann komme ich. Allerdings muß ich die Puppe dann mitbringen. Du, sag mal, soll ich zusehen, daß ich noch eine zweite aufgabele?«
»Nicht nötig, Larry.«
»Wie du willst. Dann sagen wir mal, gegen zwanzig Uhr bin ich bei dir. Abgemacht?«
»Phantastisch.«
Die beiden Männer legten auf. Larry Lund hatte auch keine Lust, noch etwas zu tun. Er legte die Beine auf den Schreibtisch und blickte aus dem Fenster. Er war gespannt, was ihm Chuck auf die Nase binden

wollte. Es mußte schon etwas Außergewöhnliches sein, denn Chuck hatte ziemlich geheimnisvoll getan.

Und darin sollte sich Larry Lund nicht geirrt haben…

***

Chuck Manners hatte kaum den Hörer aufgelegt, da bereute er die Einladung auch schon. Er fühlte sich gar nicht so recht in Form, um Gäste empfangen zu können, und er wußte aus Erfahrung, daß Larry Lund zu denjenigen Leuten gehörte, die immer als letzte eine Party oder eine Kneipe verließen.

Chuck Manners hockte auf einem der alten braunen Kunstledersessel, hatte den Kopf in beide Hände gestützt und starrte vor sich hin. Er war von der Telefonzelle aus sofort nach Hause gefahren und hatte einen Bourbon getrunken.

Der Alkohol hatte ihm auch nicht geholfen. Die Kopfschmerzen waren nicht verschwunden. Aber es waren keine normalen Schmerzen. Sie erinnerten ihn vielmehr an ein stetiges Brausen, das den gesamten Schädel erfaßte.

»O verdammt!« fluchte Manners und griff nach einem Tablettenröhrchen. Er ließ eine rote Pille auf seine Handfläche rollen und schluckte die Medizin dann. Mit einem Schluck Wasser spülte er nach. Wie ein alter Mann ging er an den Barschrank und besah sich das Flaschenpotential. Viel war es nicht, aber für Lund würde es schon reichen. Daß Larry seine neueste Flamme mitbringen wollte, paßte Manners nicht. Er hatte sich aber nicht getraut, seinem Kollegen dies am Telefon zu sagen.

Manners ging in die Küche und braute sich einen Kaffee. Während der Kaffee aus der Maschine in die Kanne tropfte, blickte Chuck aus dem Fenster.

Drei Stockwerke tiefer sah er die Straße. Es war schon dunkel geworden, und die Lichter der Fahrzeuge warfen lange, helle Streifen auf die Fahrbahn.

Die beiden Kneipen gegenüber hatten ihre Leuchtreklame aufflackern lassen. Die Lokale unterschieden sich wie Tag und Nacht. Ein Schuppen war eine normale Bierpinte, der zweite jedoch ein Bums, der den Namen NIGHT-CLUB nicht im entferntesten verdiente, obwohl dort ein paar abgewrackte Stripperinnen ihre Künste vorführten. Manners war einmal in dem Laden gewesen. Gegen die Ausstattung dort war seine Wohnungseinrichtung direkt Gold wert.

Wie an jedem Abend sah Manners einige lüsterne Knaben im Eingang der Bar verschwinden. Über der Tür an der Hauswand hing ein Plakat. Es zeigte ein nacktes Mädchen in eindeutiger Pose. Angestrahlt wurde das Plakat von zwei roten Scheinwerfern.

Der Kaffee war fertig. Sein würziges Aroma durchzog die Küche. Als

Manners sich eine Tasse vollschenkte, sah er, daß seine Hände zitterten. Er vergoß sogar Kaffee, während er die Tasse zum Mund führte. Manners klopfte sich ein Stäbchen aus der Packung und rauchte. Den heißen Kaffee trank er in langsamen Schlucken.

Eine Stunde war seit seinem Anruf im Amt vergangen. Nicht mehr lange, dann würde Larry eintreffen.

Die Kopfschmerzen waren etwas zurückgegangen - oder besser gesagt, sie hatten sich verteilt. Denn jetzt spürte Chuck Manners das Ziehen im gesamten Körper. Es war ein schreckliches Gefühl, und Manners schien es, als hätte man heißes Blei in seine Adern gegossen.

»Mist«, stöhnte er, »was ist nur mit mir los?«

Noch nie hatte er so etwas erlebt. Er war zwar schon mehr als einmal krank gewesen, aber mehr als eine Grippe hatte er nie gehabt. Diese Schmerzen waren auch anders, nicht mit Worten zu erklären.

Widerwillig stand Chuck Manners auf und holte sich ein medizinisches Lexikon aus dem Bücherregal. Er suchte nach dem Grund der Schmerzen, fand aber nichts.

Enttäuscht legte er das Lexikon zur Seite.

Jede Bewegung bereitete ihm Mühe. Die Haut auf seinem Gesicht brannte, als hätte man sie auseinandergezogen und zwischen zwei Klammern gespannt.

Sollten die seltsamen Schmerzen etwa mit seinem Besuch bei Madame Wu zusammenhängen?

Chuck Manners glaubte es beinahe - außerdem, was war überhaupt mit ihm geschehen? Schließlich hatte er einen Filmriß gehabt. In der Zeit hätte man wer weiß was mit ihm anstellen können.

Es schellte.

»Auch das noch«, knurrte Manners.

Ächzend stemmte er sich hoch und mußte gewaltsam das Schwindelgefühl unterdrücken, das ihn plötzlich erfaßte. Mit schlurfenden Schritten näherte er sich der Wohnungstür.

Von draußen hörte er Frauenlachen.

Also hatte Larry doch seine Perle mitgebracht.

Alberne Gans, dachte Chuck.

Er löste die Sicherheitskette vom Haken und öffnete die Tür.

Larry Lund grinste ihn an. Und neben ihm stand seine neueste Eroberung. Rothaarig, mit einem Puppengesicht und Kurven, die das zitronengelbe Kleid fast aus den Nähten platzen ließen.

Das war typisch Larry, sich solch eine Pflanze aufzureißen.

»Hi«, sagte die Rothaarige und wedelte mit der Hand.

Chuck Manners nickte nur, worauf. Larrys Grinsen erlosch. »Was ist denn mit dir?« fragte Lund erstaunt. »Geht es dir nicht gut?«

Chuck hob nur die Schultern.

Die Rothaarige kicherte und lehnte sich an Larry. »Sag mal, Darling,

will uns dein Freund nicht in seine Wohnung lassen?«

»Entschuldigung«, brummte Manners und trat zur Seite. Er mußte sich mit Gewalt zusammenreißen, um sich nicht kurzerhand auf den Boden zu legen und zu schlafen.

»Das ist übrigens Nelly«, sagte Larry, als er mit der Kleinen an Chuck vorbeiging. »Nelly arbeitet als Serviererin in einem Drugstore. Heiß, sage ich dir.«

Nelly kicherte wieder.

Chuck schloß hinter den beiden die Tür. Er sah Nellys schwingende Hüften und fragte sich, ob sie überhaupt in der Lage war, eine Rechnung zusammenzustellen.

Aber das war nicht seine Sache. Er hatte andere Probleme.

Nelly und Larry hatten sich bereits auf die Couch gesetzt. »Wir haben Durst«, sagte Lund und legte seinen Arm um Nellys wohlgerundete Schultern. »Gib uns einen Whisky, Chuck.«

»Aber nur Bourbon«, krähte Nelly.

»Ich habe auch nichts anderes«, bemerkte Chuck unfreundlich.

»Sie sind aber nicht gerade nett«, meinte Nelly und zog einen Schmollmund.

Chuck Manners hatte die Arme auf den Barschrank gestützt. Er fühlte, wie es in ihm kochte. Dazu kamen noch die Schmerzen. Am liebsten hätte er Nelly vor die Tür gesetzt.

Statt dessen servierte er den Whisky.

»Und du trinkst nichts?« fragte Larry Lund.

»Nein.«

»Warum nicht? Du spuckst doch sonst nicht ins Glas.« Larry ließ zwei Fingerbreit von der goldgelben Flüssigkeit in sein und Nellys Glas laufen.

Chuck Manners schüttelte den Kopf. Augenblicklich verstärkten sich die Schmerzen, und Chuck verzog das Gesicht. »Mir geht es nicht besonders«, sagte er.

»Ärger gehabt?« fragte Larry. Er nahm einen Schluck.

»Cheers, Darling«, rief Nelly und hob ihr Glas.

»Halt doch mal die Klappe!« fuhr Larry das Girl an.

Daraufhin verzog sich Nelly in die rechte Couchecke. »Ich bin ja schon ruhig«, sagte sie und zog einen Schmollmund, wie ihn die Bardot in ihrer besten Zeit kaum hingekriegt hätte. Nelly widmete sich nun ihrem Whisky.

»Also, was ist?« erkundigte sich Larry bei seinem Kollegen.

Chuck Manners legte die Hände auf die Tischplatte. »Ich kann es dir auch nicht genau sagen, aber seit diesem verdammten Besuch bei Madame Wu habe ich das Gefühl, mein ganzer Körper würde bald auseinanderplatzen. Jeder Knochen tut mir weh. Jeder Nerv scheint angeschwollen zu sein - und… ach, ich weiß auch nicht.«

»Hat die Chinesin denn mit dir irgend etwas angestellt?« wollte Larry wissen.
»Keine Ahnung.«
»Verstehe ich nicht.«
»Vielleicht hat sie ihn vergewohltätigt«, kicherte Nelly aus der Couchecke. Sie hatte schon einiges getrunken. Wohl auch vorher, denn ihre Augen hatten den gewissen Glanz, der Betrunkenen zu eigen ist.
»Ich habe dir doch gesagt, du sollst den Mund halten«, giftete Larry. Und dann: »Mein Gott, ist die blöd. Noch mal, Chuck, was hat Madame Wu gemacht?«
Chuck Manners atmete tief ein, bevor er antwortete. »Sie hat mich empfangen, in einen Raum gebracht und…«
»Weiter.«
»Nichts weiter. Ich hatte plötzlich Mattscheibe. Weiß nicht mehr, was geschehen ist.«
Larry Lund schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Das gibt es doch nicht.«
»Und ob es das gibt. Sieh mich an, Larry. Ich bin doch nur noch ein Wrack.« Chuck Manners stand auf. Er preßte seine Hände gegen das Gesicht. »Verdammt, ich…«
»Soll ich einen Arzt holen?« rief Larry bestürzt.
»Nein, ich… ins Bad… ich gehe ins Bad.« Wie ein Betrunkener taumelte Manners aus dem Zimmer.
Larry und Nelly blickten sich an.
»Komischer Typ«, flüsterte das Girl. »Vor dem kann man ja direkt Angst kriegen.«
Larry Lund hob nur die Schultern und trank sein Glas leer. Nelly rückte wieder näher an ihn heran. Sie hatte die obersten Knöpfe ihres Kleides geöffnet. »Wird es denn noch ein schöner Abend mit uns beiden?« hauchte sie Lund ins Ohr.
Larry schob seine rechte Hand in Nellys Ausschnitt. »An mir soll's nicht liegen.«
»An mir auch nicht.«
Inzwischen hatte Chuck Manners das Bad betreten. Mit der Schulter warf er die Tür hinter sich zu. Vom Magen her stieg ein Würgen in seine Kehle. Er bekam kaum noch Luft.
Schwerfällig taumelte er auf das Waschbecken zu, drehte den Hahn auf. Dabei fiel sein Blick in den Spiegel.
Manners schrie vor Entsetzen auf.
Wieder sah er die Spinnweben in seinem Gesicht, genau wie am Morgen, als er aufgewacht war.
Nur war es diesmal anders.
Die Spinnweben hatten sich verdichtet. Sie mußten blitzschnell

entstanden sein, auf dem Weg vom Living-room bis zum Bad. Die Spinnweben hatten sich wie ein Kokon um seinen Kopf gelegt - und, was das Entsetzliche war, sie fraßen sich in seine Haut, lösten das Fleisch auf.

Wimmernd beobachtete Chuck Manners seine Verwandlung.

Er sah, wie unter der Haut eine zweite erschien, keine Knochen, sondern ein schmutziggraues Gewebe. Dann weiteten sich seine Augen, traten aus den Höhlen, wurden übergroß. Die Pupillen teilten sich in zahlreiche kleine Rhomben.

Sie wurden zu Facettenaugen.

Die Augen einer Spinne!

Mit einem röchelnden Laut sank er in die Knie, fiel zur Seite und wand sich auf dem Boden. Seine Hände trommelten auf den Fliesen. Chuck wälzte sich hin und her, stieß dabei gegen die Wanne. Es gab einen dröhnenden Laut.

Chuck Manners' Blick verschwamm. Er sah nicht, wie ihm die Haare ausfielen, wie sein Schädel glatt wurde und die Form eines Spinnenkopfes annahm.

Und dann war alles vorbei.

Keine Schmerzen mehr, kein Unwohlsein - nichts. Chuck Manners, der Ingenieur, fühlte sich wie neugeboren. Elastisch stand er auf, wandte sich dem Spiegel zu - und…

Glasklar erkannte er sein Gesicht!

Doch es war nicht mehr das, das er noch vor wenigen Minuten gehabt hatte.

Chuck Manners' Schädel war zu einem Spinnenkopf geworden.

Manners war ein Monster!

Und er fühlte auch so.

Als er den schmalen, kaum zu erkennenden Mund öffnete, um zu sprechen, drangen zischelnde, kaum verständliche Laute daraus hervor. Mit der menschlichen Sprache hatten sie nicht mehr viel gemein, und in Manners stieg ein Trieb hoch, den er als Mensch nicht gekannt hatte.

Es war der Mordtrieb!

Plötzlich hörte er wieder die Stimme.

*Du bist jetzt einer von uns. Du bist der erste, auf den das Los gefallen ist, und du wirst nur meine Befehle ausführen!*

*Ja,* formulierte Manners in Gedanken. *Was soll ich tun?*

*Geh zu Larry Lund, und gib ihm den Spinnenkuß! Dann wird auch er so sein wie du. Den Spinnenkuß, hörst du?*

*Ja,* dachte Manners, *ich werde ihm den Spinnenkuß geben!*

*Und dann komm zu mir. Denn ich werde dich schützen! Ich werde dir noch viele Menschen zuführen, die du mit dem Spinnenkuß beglücken kannst.*

*Aber wer bist du denn?*

*Deine Herrin!* Und jetzt lachte die Stimme. *Man nennt mich die Spinnen-Königin. Du kennst mich, du hast mich heute schon gesehen.*

*Ja, ich weiß, wer du bist,* erwiderte Manners in Gedanken.

Dann war die Stimme plötzlich aus seinem Hirn verschwunden.

Chuck Manners aber wandte sich der Tür zu. Er wollte den Befehl der Spinnen-Königin ausführen und Larry Lund den Kuß geben…

***

»Dein Freund hält es aber lange aus«, flüsterte Nelly, als sie ihre Lippen von Larrys Mund löste.

Lund grinste. »Stört es dich?«

»Im Gegenteil.« Nelly warf ihre roten Haare zurück. An den Wurzeln war schon wieder die blonde Naturfarbe zu erkennen. Wurde Zeit, daß Nelly ihren Kopfschmuck nachfärben ließ.

Ihr whiskyschwangerer Atem streifte Larrys Gesicht. Die Hände kraulten seinen Nacken. »Komm, Darling, laß uns verschwinden. Wir gehen zu dir oder in meine Wohnung. Hier ist es doch langweilig. Dein Freund ist ja noch schlimmer als ein Spießer.«

»Er ist krank«, sagte Larry schärfer als beabsichtigt. »Und eine halbe Stunde wirst du es ja noch aushalten können. Oder?«

»Schwer, Larry-Darling.«

»Dann denk an deinen geschiedenen Mann.«

»Du bist gemein, Larry.«

Nelly legte wieder beide Arme um Larry Lund. Sie wollte ihn völlig in Beschlag nehmen. Sie hockte mit angezogenen Beinen auf der Couch. Das Kleid war sehr weit hochgerutscht. Nelly trug Strümpfe. Die schwarzen Strapse kontrastierten verführerisch mit dem weißen Fleisch der Schenkel. Larry merkte, wie ihm das Blut in den Kopf stieg. Auch sein Herzschlag hatte sich beschleunigt. Beides Zeichen, daß er drauf und dran war, seine guten Vorsätze zu vergessen.

Nelly saß so, daß sie die Tür sehen konnte. Und sie bemerkte auch, wie diese aufgestoßen wurde.

»Er kommt«, sagte sie, »er…«

Sie sprach nicht weiter. Denn plötzlich packte sie das kalte Grauen.

Nelly schrie. Schrie wie noch nie in ihrem Leben.

Angst, Panik, Entsetzen vereinigten sich bei ihr zu einem mörderischen Trauma, das sie wie eine riesige Woge überschwemmte.

»Larry!« gellte ihr Schrei.

Ihre Hände krallten sich in Larry Lunds Kleidung. Schreiend drückte sie ihre Stirn gegen das Rückenpolster der Couch.

Auch Larry Lund war geschockt.

Er starrte den Spinnenmann an wie einen Geist.

Es war so unvorstellbar, daß Larry Lund an einen schlechten Scherz

seines Freundes glaubte.

Manners trug noch dieselbe Kleidung. Die Hose, das karierte Hemd - und dann der Spinnenkopf.

Es war unbeschreiblich.

Larry Lund mußte erst einmal tief Atem holen, ehe er weitersprechen konnte.

»Das… das geht doch zu weit, Chuck«, sagte er. »Okay, wenn es ein Scherz sein soll, der ist dir fabelhaft gelungen. Aber jetzt…«

Larry stockte.

Chuck Manners hatte sich in Bewegung gesetzt. Zielstrebig steuerte er auf die beiden Menschen zu. Die Arme hielt er vorgestreckt. Die Finger bewegten sich nervös wie die Fühler eines Insekts.

»Ich will dich küssen, Larry!« zischte das Spinnenmonster. »Komm zu mir, die Königin wartet!«

»Du bist verrückt!« schrie Lund. Er sprang von der Couch und riß die wimmernde Nelly zu Boden. »Hau ab!« brüllte er ihr zu.

Wie ein Tier kroch Nelly davon.

Larry Lund sah die Blumenvase, die neben dem Tisch auf einem kleinen Hocker stand. Sie war aus Glas, ziemlich schwer, dabei aber äußerst handlich.

Larry packte die Vase. »Wenn du nicht stehenbleibst, Chuck, haue ich dir die Vase über den Schädel.«

Chuck Manners ließ sich nicht beeindrucken. Unbeirrbar schob er sich auf Larry zu.

»Den Kuß!« zischelte er. »Ich will dir den Spinnenkuß geben.« Während dieser Worte sah er seinen Kollegen mit den Facettenaugen starr an.

Da schlug Lund zu.

Weit hatte er ausgeholt und drosch die Vase in die häßliche Spinnenvisage seines Kollegen Chuck.

Es gab ein hohl klingendes Geräusch. Im nächsten Augenblick zerplatzte die Vase in tausend Splitter, die glitzernd auf den Boden regneten. Larry Lund hielt nur noch den gläsernen Fuß in der Hand. Für einen Augenblick starrte er völlig perplex auf den Vasenrest. Dabei achtete er zwangsläufig nicht auf Chuck Manners.

Wie ein Hammerschlag traf ihn Manners' Faust seitlich am Kinn.

Larry Lund flog auf die Couch, die in allen Fugen ächzte. Zum Glück war er weich gefallen, sah auch sofort wieder klar, und ehe der Spinnenmann zum zweitenmal angreifen konnte, hatte Lund ein Kissen geschnappt und es dem Monster mitten in die Fratze geschleudert.

Diese Gegenwehr reichte Lund, um etwas Zeit zu gewinnen.

Er rollte sich von der Couch, kroch so schnell es ging am Tisch vorbei, sprang hoch und hetzte in Richtung Tür.

Ausgerechnet Nelly lag ihm im Weg.
Das Girl war ohnmächtig geworden. Es hatte die Schrecken nicht verkraftet.
Larry stolperte, fiel gegen die offenstehende Tür und schlug sie mit seinem Körpergewicht zu. Ehe er sie jedoch wieder aufreißen konnte, war Manners da. Er packte Lund an den Hüften, hob ihn mühelos hoch und warf ihn gegen den Schrank.
Das Möbelstück war schon alt und hatte eine Glasscheibe. Splitternd ging sie entzwei. Tassen und Zierstücke, die auf den Regelbrettern hinter der Scheibe standen, fielen um. Ein Glassplitter drang durch Lunds Jackett und bohrte sich in seinen Arm.
Larry spürte den Schmerz gar nicht. Sein Handeln war nur noch vom reinen Überlebenswillen diktiert. Und er tat instinktiv genau das Richtige.
Er warf sich herum, riß den rechten Fuß hoch und trat Manners in den Leib.
Der harte Stoß schleuderte Chuck zurück. Mit den Armen rudernd, versuchte er das Gleichgewicht zu behalten.
Larry Lund hetzte auf die Tür zu.
Hinter sich hörte er wieder das gräßliche Zischeln der Bestie. Larry riß die Tür auf, taumelte in den schmalen Korridor, dachte noch daran; daß Nelly sich jetzt in den Klauen des Monsters befand, und sah Licht durch die kleine rechteckige Scheibe der Wohnungstür schimmern.
Larry Lund setzte alles auf eine Karte. Nach zwei, drei Schritten stieß er sich kräftig vom Boden ab und flog in einem Hechtsprung der rettenden Tür entgegen.
Mit beiden Händen schlug er auf die Klinke, riß noch im Fallen die Tür auf.
Im selben Moment verlöschte das Flurlicht.
Wie ein Dieb, dem die Polizei auf der Spur ist, tauchte Larry Lund in das Dunkel des Treppenhauses.
Er wußte, wo sich die Stufen befanden, übersah aber in der Finsternis die oberste und fiel.
Dann geschah zweierlei gleichzeitig.
Das Flurlicht flammte wieder auf, und eine Etage tiefer wurde die Wohnungstür aufgerissen.
»Was ist denn das für ein Lärm!« brüllte eine rauhe Männerstimme. »Noch nicht mal in Ruhe…« Der Mann verschluckte das nächste Wort, da er sich gerade noch auf seine gute Kinderstube besonnen hatte. Er war aber auf den Flur herausgetreten und sah Larry Lund die Stufen herabpoltern.
»Sind Sie besoffen?« fuhr er Lund an, der auf dem kleinen Zwischenpodest liegengeblieben war.

Lund wollte eine Antwort geben, doch sie erübrigte sich.
Der Hausbewohner sah das Spinnenmonster.
Chuck Manners stakste wie ein Roboter die Stufen herunter.
Der Hausbewohner erlitt fast einen Herzschlag. Noch nie war er so schnell in seine Wohnung gesprungen.
Hart knallte er die Tür hinter sich zu, und das Geräusch wirkte auf Larry Lund wie ein Startschuß.
Auch er hatte das Spinnenmonster gesehen und wußte, daß die Bestie nicht eher aufgeben würde, als bis sie ihn hatte.
Der Spinnenkuß! Wie ein Mal hatte sich dieses Wort in Lunds Gehirn festgebrannt.
Nein, er wollte auf keinen Fall zu einem Monster werden.
Er hatte sich zum Glück beim Sturz auf der Treppe nichts verstaucht oder gebrochen, so daß er es schaffte, mit einem Satz auf die Füße zu schnellen.
Aber auch das Spinnenmonster war schnell. Es blieb Larry Lund auf den Fersen, der wie ein Irrwisch durch das Treppenhaus hetzte!
Die Polizei! schoß es ihm durch den Kopf. Ich muß die Polizei anrufen!
Er riß die Haustür auf.
Kühle Nachtluft schlug ihm entgegen.
Larry Lund taumelte auf den Bürgersteig, brach in die Knie und konnte sich gerade noch an einem parkenden Wagen abstützen.
Da war aber schon der Spinnenmann da.
Larry schrie, als er ihn in der Haustür auftauchen sah. Noch einmal nahm er alle Kräfte zusammen und torkelte auf die Straße.
Auf der gegenüberliegenden Seite verschwamm das angestrahlte Plakat der Bar vor seinen Augen.
Wie von einer unsichtbaren Schnur gezogen, wankte Larry Lund auf den Eingang des Nachtlokals zu.
Und nur acht Schritte hinter ihm befand sich das Spinnenmonster…

***

Die Bar war nur zur Hälfte besetzt. Da vor dem Eingang rote Scheinwerfer strahlten, hatte man auch im Innern die Farbe nicht gewechselt.
Eine breite rote Lichtlanze warf ihren Kegel auf eine kreisrunde Glasfläche, die sich jede Minute einmal um sich selbst drehte.
Und auf der Glasfläche produzierte sich Maja.
Sie war die Attraktion dieses miesen Schuppens. Maja war natürlich der Künstlername. In Wirklichkeit hieß die Tänzerin anders. Sie stammte aus einem kleinen Ort in Wales, wo praktisch nur Kohle gefördert wurde.
Maja hatte es schon vor zehn Jahren nach London verschlagen.

Nachdem sie einige Zeit auf den Strich gegangen war, hatte sie diesen Job angenommen.

Und hier strippte sie jeden Tag dreimal nach den Klängen einer Musikbox.

Alle Augen starrten Maja an, wie sie sich breitbeinig hinstellte, die Arme auf den Rücken drehte und den Verschluß ihres BH's löste. Trotz großer Routine hatte sie etwas Mühe, denn gewisse Fettpölsterchen versperrten den Fingern den direkten Weg.

Aber schließlich hatte sie es geschafft. Gekonnt wirbelte sie den BH um ihren linken Zeigefinger und ließ ihn dann ins Publikum fliegen.

Zahlreiche Arme reckten sich. Derjenige, der das Kleidungsstück auffing, durfte nachher mit Maja an der Bar ein Glas trinken. Und auch mit ihr nach oben gehen, je nachdem, wie zahlungskräftig der Gast war.

Meist blieb es jedoch nur beim Drink.

Maja hatte jetzt nur noch ihren Slip an.

Sie hakte beide Daumen zwischen Gummi und gut gepolsterte Hüfte. Dabei wand sie sich wie eine alterschwache Schlange.

Doch dann hielt sie in ihren Bewegungen inne.

Der Mann, der plötzlich zur Tür hereintaumelte, nahm ihre gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch.

Er wankte die ersten Schritte ins Lokal hinein, stieß einen krächzenden Schrei aus und fiel hin.

Er landete genau zwischen zwei Tischen. Mit dem rechten Arm fegte er die Gläser von der Platte.

Die Gäste sprangen schimpfend auf. Es waren Dockarbeiter, die einen Teil ihres Wochenlohns versoffen. Einer von ihnen, ein stämmiger Kerl mit Bürstenhaarschnitt, zog Larry Lund hoch und schmetterte ihm die Faust ins Gesicht.

»Besoffenes Schwein!« knurrte er.

Lund flog gegen einen anderen Tisch.

Gleichzeitig begann die Stripperin zu kreischen. Aber nicht, weil sich eine Prügelei anbahnte, sondern weil sie das Spinnenmonster gesehen hatte, das plötzlich in der Bar stand.

Die anderen Gäste hatten nichts bemerkt. Ihre Aufmerksamkeit hatte sich auf den Mann konzentriert, der aus der Nase blutend quer über einem Stuhl lag.

Maja jedoch nahm schreiend Reißaus. Sie hielt ihre Arme vor die schaukelnden Brüste und verschwand durch eine Hintertür.

Der Barmixer sah der Spinnenmonster als zweiter.

Er riß sofort den Hauptlichtschalter nach oben.

Schlagartig flammte grelles Licht auf.

Da stürzte Chuck Manners vor.

Mit einem zischenden Laut warf er sich zwischen die Gäste, die noch

gar nicht begriffen hatten, welch ein Gast sie beehrt hatte. Mit zwei Schlägen räumte Manners einen Mann beiseite und wollte Larry Lund zu sich heranziehen.

Doch ein mutiger Angestellter hatte einen Stuhl gepackt und schlug ihn auf den häßlichen Spinnenkopf.

Der Angriff wurde gestoppt.

Manners drehte sich. Seine Facettenaugen starrten die Gäste an. Zwei Frauen begannen zu kreischen.

Das Zeichen für einen allgemeinen Aufbruch. Wie eine Welle stürmten Männchen und Weibchen auf die Tür zu. Es gab ein unbeschreibliches Durcheinander. Schreie, Flüche, Verwünschen, Faustschläge, Tritte, es kam hageldicht.

Es war für Chuck Manners unmöglich, sich gegen den Strom zu stemmen. Er wurde mit der Woge aus Menschenleibern nach draußen gespült. Dicht vor seinen Augen tauchte ein entsetztes Frauengesicht auf. Dann erhielt er einen Schlag in den Rücken und stürzte zu Boden.

Beine trampelten über seinen Körper. Es gelang Manners nicht mehr, sich aufzurappeln.

Irgendwo schrillte die Trillerpfeife eines Bobby. Auch aus der Kneipe nebenan liefen die Menschen auf die Straße. Sie waren von dem Lärm aufgeschreckt worden, wollten sehen, was passiert war.

»Ein Monster!« brüllte jemand.

»Wo?« schrie eine andere Stimme.

»Da.«

Jetzt, wo mehr Platz war, spritzten die Menschen schreiend auseinander. Ohne rechts und links zu schauen, rannten sie über die Fahrbahn. Bremsen wurden getreten, Reifen radierten über den Asphalt.

Niemand sah in dem allgemeinen Chaos den schwarzen Mercedes, der langsam die Straße hinabfuhr.

Eine Frau lenkte den Wagen.

Madame Wu, die Chinesin.

Dann stoppte sie, kaum zehn Schritte von der Bar entfernt.

Plötzlich richtete sich das Spinnenmonster auf, schaute sich um.

*Komm zum Wagen. Komm schnell,* hörte Chuck die Stimme seiner Herrin. Er sah den Mercedes und das Gesicht von Madame Wu, das wie ein heller verwaschener Fleck hinter der Scheibe wirkte.

Wieder gellten Trillerpfeifen.

Mehrere Bobbys tauchten auf.

*Es wird Zeit. Beeil dich. Laß den anderen liegen. Du kannst ihn später holen!* Die Stimme drängte.

Da setzte sich Chuck in Bewegung. So schnell es ihm möglich war, ging er auf den Wagen zu.

Eine Tür schwang ihm entgegen.

Chuck stieg ein.

Die Tür fiel zu.

Der Wagen fuhr an, sanft wie auf Kissen getragen. »Duck dich auf den Boden«, sagte Madame Wu. Sie konnte jetzt direkt mit ihrem Schützling reden.

Die Scheinwerfer des Wagens zerrissen die Dunkelheit. Noch immer herrschte Panik und Aufregung. Madame Wu sah Menschen ziellos über die Straßen hasten. Viele von ihnen hatten das Spinnenmonster gesehen, doch sie hatten nicht bemerkt, wohin es verschwunden war.

Die Chinesin behielt die Nerven. Ruhig und sicher lagen ihre Hände am Lenkrad. Niemand hielt sie auf, als sie mit dem Mercedes in der nächsten Seitenstraße verschwand.

***

Sie waren schon in der Nähe des Flusses, als die Chinesin plötzlich stoppte. Madame Wu löschte die Scheinwerfer des Wagens, drehte sich auf ihrem Sitz und sagte: »Du kannst dich wieder aufrichten.«

Der Spinnenkopf tauchte auf. Die Facettenaugen bewegten sich unruhig. Manners hatte Angst. Madame Wu spürte es deutlich.

Sie lachte. »Keine Panik, Junge, du stehst von nun an unter meinem Schutz.«

Manners war beruhigt. Mit zischelnder Stimme fragte er: »Und was wird nun? Warum hast du mich zu dem gemacht, was ich bin? Du mußt doch einen Grund haben!«

»Sicher, ich habe ein Motiv. Aber das werde ich dir später erklären. Wichtig ist erst einmal, daß du bei mir bist. Und jetzt hör gut zu. Wir werden zu meinem Hausboot fahren, und dort wirst du eines meiner Geheimnisse kennenlernen. Ich verfolge einen bestimmten Plan und habe sehr lange gebraucht, um ihn verwirklichen zu können. Morgen abend ist für uns die Stunde Null. Und dich habe ich dafür ausersehen, sie einzuleiten.«

»Was muß ich tun?«

»Später. Fahren wir erst einmal.«

Der Mercedes rollte wieder an. Um diese Zeit waren die Straßen ziemlich menschenleer. Über dem Fluß kreisten Nebelschwaden. Sie wirkten ebenso trostlos wie die Fabrikgebäude an der anderen Straßenseite.

Die Chinesin fuhr zügig. Sehr sicher lenkte sie den schweren Wagen. Manchmal warf sie Chuck Manners einen abschätzenden Blick zu. Er war ihr erster Diener. Normalerweise sollten es drei sein. Doch bei Larry Lund hatte es nicht geklappt. Und bei dem anderen Kollegen, der Larry und Chuck bei ihrem ersten Besuch auf dem Hausboot begleitet hatte, war es noch schwieriger. Er wohnte in einem westlichen Vorort von London, zusammen mit seinen Eltern. Sich ihn

zu holen, hätte sehr viel Aufsehen erregt.

Dann mußte der Plan eben nur mit Chuck Manners durchgeführt werden. Chuck war sowieso der labilste von den dreien. Allein die starke Wirkung des Traumes hatte dies bewiesen.

Manners, der sich bisher still verhalten hatte, fragte plötzlich: »Werde ich denn irgendwann wieder so wie früher?«

Da lachte die Chinesin und erwiderte:

»Nein, niemals. Du gehörst jetzt zu den Spinnen, eine Rückkehr ist unmöglich.«

Es war seltsam, Chuck Manners erschreckte diese Antwort nicht im geringsten. Ja, er fühlte sich sogar wohl in seiner Rolle und hatte kein Interesse mehr, ein vollwertiger Mensch zu werden.

Der Wagen rollte über den freien Platz auf den Anlegesteg zu. Dicht davor wurde er abgebremst.

Kein Beobachter war in der Nähe, als Madame Wu zu ihrem Schützling sagte: »Aussteigen.«

Der Spinnenmann kletterte aus dem Wagen. Es war ein erschreckender Anblick. Er stand genau im Gegenlicht des Mondes, der seine Gestalt klar und scharf umrissen zeigte. Und die Verwandlung war weiter fortgeschritten. Chuck Manners' Hände waren zu Fühlern geworden, deren Enden wie Zangen aussahen. Steif standen sie vom Körper ab. Bei jeder Bewegung, die Chuck Manners machte, zuckten sie nervös.

Über dem Fluß ballte sich die Dunkelheit. Es fuhren längst keine Schiffe mehr. Das Wasser klatschte gegen die Uferbefestigung. Auf dem Hausboot brannten einige Positionsleuchten. Sie schaukelten im leichten Nachtwind.

»Du läßt das Boot unbewacht?« fragte Chuck Manners. »Ist das nicht ein zu großes Risiko?«

Madame Wu lächelte wissend. »Keine Angst. Ich habe die besten Aufpasser, die du dir vorstellen kannst. Aber jetzt komm, wir wollen nicht noch mehr Zeit verlieren.«

Das ungleiche Paar schritt über den Steg. Dumpf hallte es auf den Bohlen. Auf den Eisenhandläufen glänzte die Nässe.

Und dann blieb Chuck Manners wie angewurzelt stehen.

Jetzt sah er, was die Chinesin mit den Aufpassern gemeint hatte. Sie hatte wirklich die besten Wächter, die es gab.

Spinnen!

Zu Tausenden krochen sie auf den Planken des Bootes herum. Alle Arten waren vertreten. Giftige und harmlose. Es war ein unbeschreibliches Gewimmel. Die Spinnen bedeckten die Planken wie eine dichte, homogene Schicht. Doch sie hielten sich nur auf dem Boot auf. Nicht ein Tier krabbelte auf den Steg, geschweige denn an Land.

»Es sind deine Freunde«, flüsterte Madame Wu. »Geh zu ihnen!«

Und Chuck Manners ging.

Schritt für Schritt näherte er sich dem Boot. Etwas Unglaubliches geschah. Die Spinnen bildeten eine Gasse, die sich hinter Manners jedoch sofort wieder schloß, als er sie durchschritten hatte.

Madame Wu war am Ende des Steges stehengeblieben. Ihre Augen leuchteten triumphierend. Dann holte sie eine kleine Pfeife aus ihrer Tasche, setzte sie an den Mund und stieß einen dünnen schrillen Pfiff aus.

Augenblicklich entstand Unruhe unter den Spinnen. Aber nur für wenige Sekunden. Dann setzte sich eine große Zahl von ihnen in Bewegung und krochen im Nu an Chuck Manners hoch.

Sie überschwemmten ihn wie eine Woge.

Chuck Manners war bald nicht mehr zu sehen. Überall an seinem Körper wimmelte und krabbelte es.

»Sie sind jetzt deine Freunde«, rief die Chinesin, »und sie haben dich akzeptiert. Du wirst von nun an bei ihnen wohnen. Geh mit ihnen.«

Und Chuck Manners ging. Begleitet von einem wimmelnden Spinnenheer, verschwanden sie unter Deck. Wenige Minuten später war nichts mehr von den Spinnen zu sehen.

Madame Wu lachte. Sie hatte es geschafft. Endlich.

Nun konnte der zweite Teil ihres Planes beginnen…

***

Es blieb nicht aus, daß außer der Polizei auch noch einige Reporter von dem Auftauchen des Spinnenmonsters erfahren hatten. Die Kameraden von der Presse hatten sich wie die Geier auf die Gäste des Nachtclubs gestürzt.

Und sie hatten Antwort erhalten, die vom Auftauchen überirdischer Wesen bis zum Jüngsten Gericht alles enthielten. Die Reporter filterten den gröbsten Unsinn heraus, aber was dann noch übrigblieb, reichte aus, um den Londonern das Frühstück zu verderben.

SPINNENMONSTER IN LONDON! hieß es da. Oder NEUER TRICK DER JAPANISCHEN MONSTERFILMEMACHER?

So und ähnlich ging es weiter. Es folgten die wildesten Spekulationen, und ein paar Boulevardzeitungen trieben es besonders schlimm. Sie schrieben bereits von einer großen Katastrophe, die die Welt in ein Chaos stürzen würde.

Nicht nur der Londoner Normalbürger las die Berichte, sondern auch ein Mann namens Oberinspektor Sinclair. Seines Zeichens Geisterjäger in den Diensten von Scotland Yard.

Was viele Leser als reine Zeitungsente abtaten, nahm John Sinclair sehr ernst. Er wußte, daß auf dieser Welt nichts unmöglich war. Er hatte schon Dinge erlebt, gegen die die Erzählungen des Lügenbarons Münchhausen Kindermärchen waren. Oberinspektor Sinclair wurde

immer dort eingesetzt, wo normale kriminalistische Mittel versagten. Er war Parapsychologe, Geisterjäger und Dämonenkiller in einem. Und er stand auf der Abschußliste der finsteren Mächte ganz oben. Zuviel Schaden hatte er ihnen schon zugefügt.

John Sinclair war kein Superheld, der alles mit der linken Hand erledigte. Dafür war sein Job zu lebensgefährlich. Aber er hatte es durch Einfühlungsvermögen und ungeheure Willensstärke immer wieder geschafft, jeden Fall aufzuklären. Ob es dabei nun gegen Vampire, Werwölfe oder andere Arten von Dämonen ging. John hatte sie bezwungen. Er war bisher immer Sieger geblieben.

John Sinclair faltete die Zeitungen zusammen und legte sie in den Ablagekorb. Er überlegte einen Moment, griff dann zum Telefonhörer und erkundigte sich, wer von seinen Kollegen den Fall des Spinnenmonsters bearbeitete.

Der Mann war Sergeant Stafford vom Revier 3.

John rief dort an und verlangte Stafford zu sprechen. Der war aber nicht anwesend, und sein Vertreter sagte dem Oberinspektor, daß er in einer halben Stunde noch mal anrufen solle.

So lange wollte John aber nicht warten. Er wollte selbst zum Revier fahren.

In der Tiefgarage des Yard-Gebäudes wartete sein Leihwagen. Es war ein Austin. Als John sich hinter das Lenkrad setzte, dachte er daran, daß es wohl eine der letzten Fahrten sein würde, die er mit diesem Wagen machte.

In der nächsten Woche wurde sein neuer Bentley geliefert. John freute sich auf den Wagen wie ein Kind auf Weihnachten. Lange genug hatte es ja gedauert, bis er das Geld zusammengehabt hatte. Und wäre er dabei vom Yard nicht unterstützt worden, hätte er noch länger warten können.

John fuhr durch den Londoner Vormittagsverkehr. Als er das Revier erreicht hatte, war bereits mehr als eine halbe Stunde vergangen.

Sergeant Stafford wartete schon auf ihn.

»Sir!« begrüßte er den Oberinspektor und reichte John die Hand.

Stafford war ein breit gebauter Mann in mittleren Jahren. Sein rotes Haar ließ auf irische Abstammung schließen. John hatte selten einen Menschen gesehen, der soviel Sommersprossen im Gesicht hatte.

Die beiden Männer nahmen in Staffords kleinem Dienstzimmer Platz. John setzte sich direkt unter das Bild der Königin. Stafford nahm hinter seinem Schreibtisch Platz.

»Mein Stellvertreter sagte mir, daß Sie das Auftauchen dieses Monsters interessiert, Sir«, begann er das Gespräch. »Also, wenn Sie mich fragen, ich halte das für eine ausgemachte Zeitungsente.«

»Und die Zeugen?« warf John ein.

»Aussagen kann man manipulieren. Jeder der angeblichen Zeugen

hat doch was anderes ausgesagt. Sie wollen zwar alle das Monster gesehen haben - aber…«

»Moment, Sergeant.« John hob die Hand. »Ich habe in einer der Zeitungen ein Interview mit der Stripperin gelesen. Sie hat das Monster als erste gesehen und den Mann, der vor dem Spinnenkerl in die Bar getaumelt war. Anscheinend ist er auf der Flucht vor dem Monster gewesen.«

Stafford nickte. »Das stimmt sogar.«

»Und? Haben Sie mit dem Mann gesprochen?«

»Nein, noch nicht.« Die Antwort erfolgte etwas zögernd. Stafford hob die Schultern. »Wissen Sie, wir selbst haben den Fall ja gar nicht so ernst genommen. Wir haben es für irgendeinen Gag gehalten.«

John wurde ernst. »Für den Mann, der verfolgt wurde, war es bestimmt kein Scherz. Wo befindet er sich übrigens?«

»Wir haben ihn in das nächstliegende Krankenhaus gebracht. Ich muß zugeben, der Mann war ziemlich fertig.«

»Name?«

»Des Krankenhauses?«

»Den auch.«

»Okay.« Der Sergeant wühlte in seinen Papieren herum und hatte dann das Protokoll gefunden. »Der Mann heißt Larry Lund und liegt im St. James Hospital. Ob er da jetzt noch ist, weiß ich nicht. So schwer waren seine Verletzungen auch nicht.«

»Ich werde auf jeden Fall mal nachsehen.« John Sinclair stand auf. »Sollte ich noch etwas von Ihnen wissen wollen, melde ich mich wieder.«

»Okay, Sir.«

John Sinclair ging, und der Sergeant sah ihm kopfschüttelnd nach. »Verrückt, der Mann«, murmelte er. »Wahrscheinlich hat man beim Yard nichts mehr zu tun. Na ja, nicht meine Sache.«

Oberinspektor Sinclair fuhr zum St. James Hospital. Es war ein altes Gebäude und stammte noch - wie die Amerikaner sagen würden - aus der Gründerzeit.

Das Krankenhaus war von einem kleinen Park umgeben, dessen Einfahrtstor einladend offenstand. Über einen schmalen, von Bäumen flankierten Weg rollte John auf das Gebäude zu. Er fand mehrere leere Parkbuchten und stellte seinen Wagen ab.

Der Empfang befand sich gleich hinter der Eingangstür. Eine Krankenschwester saß dort und blickte John über die Gläser ihrer Brille hinweg streng an.

»Kann ich Ihnen helfen, Sir?« fragte sie. Ihre Stimme klang, als hätte sie mit Reißnägeln gegurgelt.

Mit der möchte ich auch nicht verheiratet sein, dachte der Junggeselle Sinclair.

Er präsentierte seinen Ausweis. Sofort wurde die Krankenschwester zugänglicher.
»Ich möchte zu Mr. Lund«, nannte der Geisterjäger den Grund seines Besuches.
»Da haben Sie Glück gehabt, Sir«, erwiderte die Schwester mit der Superstimme. »Mr. Lund soll in einer Stunde entlassen werden.« Sie blickte auf die große Normaluhr an der Wand. »Er wird bestimmt jetzt noch in seinem Zimmer sein. Er hat die Nummer achtzehn. Gehen Sie durch die nächste Tür, dann rechts herum. Sie können das Zimmer gar nicht verfehlen.«
»Danke sehr«, sagte John. »Ich werde Sie in meine Gebete einschließen.«
»Damit scherzt man nicht«, meinte die Schwester streng.
»Sorry«, John lächelte.
Das Zimmer fand er schnell. Es paßte ihm allerdings nicht, daß außer Lund noch zwei andere Patienten in ihren Betten lagen und John anstarrten, als wäre er ein Geist.
»Mr. Lund?« fragte der Geisterjäger.
Der Mann, der rechts neben der Tür lag, hob den Arm. »Das bin ich.«
John wandte sich dem Sprecher zu.
Larry Lund trug ein dickes Pflaster im Gesicht, und seinen linken Arm zierte unterhalb des Ellbogens eine Mullbinde.
»Mein Name ist Sinclair«, sagte John. »Kann ich Sie einen Moment sprechen?«
»Worum geht es denn?«
»Sie können aufstehen?« antwortete John mit einer Gegenfrage.
»Ja.«
»Dann möchte ich Sie bitten, mit mir auf den Flur zu gehen.«
»Okay.« Larry Lund schwang seine Beine aus dem Bett. Seine Zimmernachbarn zogen enttäuschte Gesichter.
Lund trug einen gestreiften Schlafanzug, der ihm etwas zu groß war. Die Kleidung stammte sicherlich aus dem Krankenhaus. Jedesmal wenn er einen Schritt machte, trat er sich auf den Saum seiner Hosenbeine.
Lund sah schlecht aus. Seine Gesichtsfarbe hatte einen Stich ins Gelbliche angenommen, unter den Augen lagen tiefe Ringe, und in den Pupillen flackerte die Angst.
Larry Lund borgte sich noch einen Morgenmantel, ging mit John Sinclair auf den Flur und nahm dort mit dem Oberinspektor auf einer Bank Platz.
Der Geisterjäger lüftete sein Inkognito.
Lund lächelte schief. »So etwas Ähnliches hatte ich mir schon gedacht.«
John ließ seinen Ausweis wieder verschwinden. »Sie können sich

denken, aus welchem Grund ich Sie aufgesucht habe«, sagte er.
Lund nickte. »Selbstverständlich.«
»Dann erzählen Sie mal.«
Larry Lund sah John skeptisch an. »Glauben Sie mir denn?«
»Wäre ich sonst hier?«
»Tja, wissen Sie. Seit der letzten Nacht habe ich so meine Erfahrungen mit Polizisten. Keine guten, wie Sie sich sicher vorstellen können. Jemand wollte mich sogar schon in die Klapsmühle stecken, aber zum Glück hatte ich eine gute Zeugin, die einen Teil meiner Aussage bestätigen konnte.«
»Davon weiß ich nichts«, sagte John.
»Dabei haben die Polizisten doch…«
Larry Lund schüttelte verwundert den Kopf.
»Erzählen Sie«, forderte John den Mann auf. »Aber von Anfang an. Und vergessen Sie nichts, egal, ob es Ihnen wichtig erscheint oder nicht.«
Larry Lund berichtete. Er hielt sich tatsächlich an Johns Anweisungen. Er erzählte ihm sogar von Manners' Träumen, und als er berichtete, daß sich sein Kollege in eine Spinne verwandelt habe, unterbrach John den Redefluß mit einer Frage.
»Was ist mit dieser Nelly?«
Larry holte tief Atem, ehe er weiterredete. »Auf mein Drängen hin sind die Polizisten in die Wohnung gestürmt. Sie haben Nelly gefunden. Ohnmächtig. Sie muß ebenfalls hier im Krankenhaus liegen. Wenn Sie sie sprechen wollen…«
John winkte ab. »Später vielleicht. Sprechen wir über den anderen Namen. Madame Wu! Was ist sie für eine Frau?«
»Keine Ahnung, Sir.«
»Aber Sie kennen die Frau doch.«
»Kennen ist zuviel gesagt. Ich habe sie einmal gesehen, als ich mit Chuck Manners und noch einem Kollegen auf dem Hausboot war. Wir drei haben uns praktisch die Kunstgeschichte als Hobby ausgesucht, und die Ausstellung der Madame Wu ist ja in den höchsten Tönen gelobt worden. Die Frau ist übrigens Chinesin. Vom Äußeren her sehr attraktiv, aber sonst eiskalt und unnahbar.«
Larry Lund schwieg erschöpft. Die lange Rede hatte ihn angestrengt. »Ach, da fällt mir noch was ein«, sagte er plötzlich. »Ich weiß allerdings nicht, ob es zur Sache gehört…«
»Reden Sie schon«, sagte John.
»Madame Wu gibt am heutigen Abend ein großes Fest. Ich habe eine Anzeige in einem Fachblatt gelesen. Nur geladene Gäste. Sozusagen die oberen Tausend von London. Oder wenigstens die, die Interesse an asiatischen Kunstgegenständen aus Vergangenheit und Gegenwart haben.«

»Kann man da hin?« fragte John.
»Glaube ich kaum. Wie gesagt, geladene Gäste. Und die müssen für ihre Karte noch einen horrenden Preis bezahlen. Das Geld wird der Stiftung notleidender Künstler zugeführt. Das macht man ja oft.«
»Aber Sie hatten nicht vor, an der Festlichkeit teilzunehmen?« fragte John.
»Um Himmels willen. Bin ich prominent?«
Darauf gab der Geisterjäger keine Antwort. Er hielt das Gespräch auch für beendet. John bedankte sich noch einmal bei Larry Lund und verabschiedete sich dann.
Die Schwester am Empfang lächelte ihm freundlich zu. John winkte zurück.
Selbstverständlich glaubte auch er, daß eine Eintrittskarte für das Fest der Madame Wu normalerweise nicht zu bekommen war. Aber ein Mann wie John Sinclair hatte seine Beziehungen. Wozu hatte er schließlich Bill Conolly zum besten Freund? Conolly, ein Reporter, der Land und Leute kannte, würde ihm bestimmt helfen. Und wie John Sinclair seinen Freund einschätzte, war dieser sicherlich ebenfalls auf dem Fest anzutreffen.
John beschloß, den Reporter von seinem Büro aus anzurufen.

***

Nicht nur eingeweihte Interessenten hatten die Anzeige in dem Fachblatt gelesen, sondern auch zwei Männer, die in der Londoner Unterwelt nur auf den Namen »Zwillinge« hörten.
Sie waren tatsächlich Zwillinge.
Ihre Namen: Joe und Jim Fletcher.
Eigentlich hatte Jim den Plan gehabt: Mit den Worten: »Mensch, da kann man absahnen«, war er zu seinem Bruder gegangen, hatte ihm die Anzeige gezeigt, und die beiden hatten sich sofort darangemacht, einen Plan auszutüfteln.
Sie wußten auch, wo sie die Sachen loswerden würden. Bei Bugsy Bronson, dem Hehlerkönig von Soho.
Allerdings hatten sie Bugsy von ihrem Plan noch nichts erzählt. Er hätte es fertiggebracht und selbst seine Leute hingeschickt.
In ihrer gemeinsamen Wohnung knobelten die Zwillinge den Plan aus. Sie waren zwar Einbrecher, zählten sich aber selbst nicht zum Fußvolk der Gangster. Nein, bei ihnen hatte alles Stil. Und deshalb waren sie bisher auch noch nicht erwischt worden.
Sie sahen aus wie der durchschnittliche Typ auf der Straße. Mittelgroß, mehr nichtssagende Gesichter und glatte blonde Haare, die sie nach der neuesten Mode halblang und gescheitelt trugen. Bisher hatten sie noch jeden Tresor aufbekommen, und es war ihnen sogar gelungen, einem Mitglied er Königsfamilie ein Kollier zu

entwenden. Die Lady suchte ihren Schmuck heute noch.

Es war ihnen auch klar, daß sie nicht als normale Gäste auf das Schiff gelangen konnten, und so mußten sie schon den etwas unbequemeren Weg dahin wählen.

Sie hatten sich ein Boot gemietet und wollten von der Wasserseite her das große Hausboot betreten.

Ein ganz einfacher Plan.

Allerdings mußten die beiden damit rechnen, daß sich Scotland-Yard-Leute unter die Gäste gemischt hatten. Schließlich waren die Kunstgegenstände ein Vermögen wert. Aber bei einer guten Maske würde keiner der Beamten die Zwillinge erkennen.

So waren sie sehr zuversichtlich, den Coup einigermaßen über die Bühne bringen zu können.

Sie hatten zwar in den Gazetten vom Auftauchen des Spinnenmonsters gelesen, doch keiner von den Brüdern wäre auf den Gedanken verfallen, Madame Wu damit in Zusammenhang zu bringen.

Und so nahm das Verhängnis für die Zwillinge seinen Lauf…

***

Zwei kräftige Finger drehten an der Einstellung des Fernglases, bis genau die Schärfe erreicht war, die das Auge brauchte, um alles genau zu erkennen.

Der Mann, der das Glas hielt, war John Sinclair.

Er hatte seinen Plan geändert. John wollte Bill Conolly später anrufen. Er war zu diesem Hausboot der Madame Wu gefahren, um es sich einmal aus der Nähe anzusehen. Ein Feldstecher gehörte zur Standardausrüstung jedes Polizeiwagens.

John hatte in einem der zahlreichen Gärten eine gute Deckung gefunden. Er hatte nicht einmal über den Zaun zu steigen brauchen, denn es gab keine Begrenzungen.

John hockte neben einem ziemlich baufälligen Schuppen. Der größte Teil des Oberkörpers wurde durch eine verrostete Regentonne verdeckt. Oberinspektor Sinclair besaß, wenn es darauf ankam, die Geduld eines Engels. Yard für Yard hatte er das Hausboot abgesucht. Es war außerordentlich gut in Schuß. Der neue Anstrich leuchtete karmesinrot. Madame Wu hatte einige Handwerker bestellt. Die Männer waren dabei, Scheinwerfer auf dem Oberdeck zu installieren. Hin und wieder machten sie eine Beleuchtungsprobe. Dann fielen jeweils die breiten blendfreien Lichtbahnen wie helle Speere auf die Planken.

Die Chinesin hatte John noch nicht entdecken können. Sie tauchte auch nicht auf, als der Lieferwagen eines bekannten Londoner Feinkostgeschäftes vorfuhr.

Zwei Männer stiegen aus, öffneten die Wagentür und brachten kalte

Platten auf das Boot.
Dreimal mußten die Männer gehen. Jedesmal verschwanden sie in einem der großen Deckaufbauten.
John lief das Wasser im Munde zusammen. Er dachte daran, daß er den Lunch verpaßt hatte, wollte sich aber am Abend dafür schadlos halten.
Der Lieferwagen fuhr wieder ab.
John beobachtete noch eine Viertelstunde weiter, ehe er seinen Platz verließ.
Der Geisterjäger hatte seinen Wagen oben an der Straße geparkt. Um diese Zeit wirkten die Gärten leer und trostlos. Nichts blühte, traurig ließen die entlaubten Bäume ihre Äste hängen. Der Januarwind blies Johns Mantel auf.
Mit in den Taschen vergrabenen Händen schlenderte er zu dem Austin zurück. Er hatte ihn halb auf den Bürgersteig gestellt, und als er jetzt einsteigen wollte, sah er die beiden Kinder, die um den Wagen schlichen.
John blieb stehen. »Gefällt er euch?« fragte er.
Die Kinder - es waren zwei Jungen - blickten den Oberinspektor mißtrauisch an. Wer in dieser Gegend lebte, lernte schon von klein auf, sich durchzusetzen und vor allen Dingen keine Angst zu zeigen.
»Gehört der Wagen Ihnen, Mister?« fragte der größere der beiden.
»Ja.«
Der Junge grinste. »Da haben Sie aber Glück gehabt, daß Ihnen keiner die Reifen zerstochen hat. Das passiert hier schnell.«
»Das glaube ich euch unbesehen«, erwiderte John. »Verdanke ich das Glück denn euch?«
»Erfaßt, Mister.«
»Wohnt ihr hier?« fragte der Geisterjäger.
»Ja.«
»Gut.« John griff in die Tasche und holte ein paar Münzen hervor. »Das Geld könnt ihr euch verdienen«, sagte er und zog seine Hand rasch weg, weil die Finger der Jungen wie Klauen vorschnellten. »Nicht so eilig. Ich habe noch ein paar Fragen.«
»Sind Sie 'n Bulle?«
»Kann sein.«
Die Mienen der beiden Jungen wurden abweisender. John ging jedoch nicht darauf ein, sondern fragte nach dem Hausboot und nach Madame Wu.
»Ja, die kennen wir«, lautete die Antwort.
»Und? Wart ihr denn schon mal auf dem Boot?«
»Nein, Mister. Da traut sich keiner hin.«
»Warum nicht?«
»Wir haben gehört, da soll es nicht mit rechten Dingen zugehen.« Die

Stimme des Jungen senkte sich zu einem Flüstern. »Mein Vater hat gesagt, die Chinesin könne zaubern. Es gehen ihr alle Leute aus dem Weg.«

»Gesprochen habt ihr noch nie mit ihr?« wollte John wissen.

»Nein.«

»Okay, dann ist es gut.« John Sinclair gab den beiden die Münzen. Die Jungen verschwanden wie der Blitz. Wahrscheinlich würden sie in den nächsten Pub gehen. Aber das war nicht Johns Problem.

Er fuhr wieder ab und hatte kaum sein Büro betreten, als er zum Telefon griff.

Bill Conollys Nummer kannte er im Schlaf. John und Bill hatten gemeinsam schon manch heiße Schlacht geschlagen. Sehr zum Ärger von Bills junger Frau Sheila, die in dauernder Sorge um ihren Mann lebte und ihn gern von John Sinclair fernhielt. Das gelang ihr allerdings nicht immer.

Bill selbst war am Apparat.

John meldete sich und entlockte dem Reporter einen beinahe schon tierischen Schrei.

»Du lebst noch?« grölte Bill.

»Ja. Warum nicht?«

»Weil du so lange nichts mehr von dir hast hören lassen. Mensch, John, wieviel Wochen ist es her, daß wir uns mal richtig ausgequatscht haben? Sogar Sheila wundert sich schon.«

»Ich hatte zu tun.«

»Das kann ich mir vorstellen. Von deinem letzten Fall habe ich durch Jane Collins erfahren.«

Jane Collins war Privatdetektivin und John Sinclair sehr zugetan.

»Dann ist es ja gut.«

»Gar nichts ist gut, Mann. Ich vertrockne hier bald. Seitdem du Suko hast, bin ich wohl abgemeldet, was?«

Suko war John Sinclairs chinesischer Kampfgefährte. Er hatte ihn bei einem seiner letzten Fälle kennengelernt. Suko war ein Dämonenhasser und bekämpfte die finsteren Mächte bis aufs Blut. Da John ihn nicht bezahlen konnte, schickte ihm Bill - er war durch die Heirat zum Millionär geworden - jeden Monat einen Scheck. Die drei verstanden sich prächtig, und etwas Flachserei gehörte nun mal dazu.

»Okay, Bill, du hast mich überzeugt. Ich habe auch nicht aus reiner Langeweile angerufen, sondern ich brauche deine Hilfe.«

»Immer.« Bill war schon wieder Feuer und Flamme.

John grinste.

»Also«, rief der Reporter, »raus mit der Sprache.«

»Ich benötige eigentlich nur eine Eintrittskarte.« Ehe Bill fragen konnte, wofür, sagte John: »Es gibt hier in London eine Madame Wu. Sie lebt auf einem Hausboot, verkauft Kunstgegenstände aus ihrer

Heimat und hat am heutigen Abend zu einer Party eingeladen, an der ich gern teilnehmen würde. Nur habe ich keine Karte, und da dachte ich…«

»… daß der alte Bill dir eine besorgen kann.«

»Du hast es erfaßt.«

Bill Conolly lachte. »Phantastisch, John, dann haben wir heute abend das gleiche Ziel.«

»Wie? Du bist auch…«

»Aber sicher doch. Ich bin ebenfalls eingeladen. Und eine Karte besorge ich dir. Sheila kommt übrigens auch mit. Sie wird sich freuen, daß wir mal wieder ganz privat…«

Bill stockte plötzlich.

»Ist was?« fragte der Geisterjäger scheinheilig.

»Du gehst doch nicht zu deinem Vergnügen dorthin - oder?«

John Sinclair konnte seinem Freund ruhig die Wahrheit sagen. »Nein, Bill, nicht zu meinem Vergnügen. Du hast heute schon die Zeitungen gelesen?«

»Der Spinnenkerl?«

»Genau.«

Conolly pfiff durch die Zähne. »Dann ist an der Story doch was dran. Mein lieber Herr Gesangverein, das wird bestimmt ein abwechslungsreicher Abend.«

»Langsam, Bill. Noch ist nichts raus.«

»Hör auf, John, ich kenne dich doch. Okay, die Karte beschaffe ich dir. Nur für Suko werde ich wohl keine besorgen können. Ich meine, er müßte dann…«

»Keine Sorge, Bill. Das mit Suko regele ich schon. Er ist auf jeden Fall dabei. Gewissermaßen als Rückendeckung.«

Die beiden Freunde verabredeten noch einen Treffpunkt, und dann legte John auf.

Auf Bill konnte man sich verlassen. Der Geisterjäger war froh, solch einen Mann zum Freund zu haben.

Sinclair zündete sich eine Zigarette an. Es ging schon bald auf den offiziellen Feierabend zu, und John mußte sich beeilen, wenn er rechtzeitig an dem mit Bill vereinbarten Treffpunkt sein wollte.

John Sinclair fuhr nach Hause. Suko, sein chinesischer Mitarbeiter, hatte im selben Haus ein Apartment gemietet. Allerdings etwas kleiner als das von John.

Der Geisterjäger störte Suko beim Karatetraining. Mit nacktem Oberkörper öffnete der Chinese ihm die Tür.

Wenn man Suko ansah, konnte man schon Angst bekommen. Er war, wie man so schön sagt, ein Kerl wie ein Baum. Breite Schultern, gewaltige Muskelpakete und stämmige Schenkel, dabei beweglich wie eine Raubkatze.

Der Kopf war zum Körper verhältnismäßig klein. Die Haare konnte man bei Suko schon zählen, trotzdem kämmte er sie jeden Morgen von einer Seite zur anderen. Sein Gesicht zeigte einen gutmütigen Ausdruck, und so seltsam es auch war, Suko hatte sich mit allen Kindern auf der Etage angefreundet.

Der Chinese grinste John erfreut an und gab den Weg frei. Er hatte mal wieder den Wohnraum zweckentfremdet und einen hartborstigen Besen aufgestellt, an dem er seine Handkante stählte.

»Hör auf mit deinem Training«, sagte John. »Heute abend gibt es wahrscheinlich Arbeit.«

»Und?«

John Sinclair berichtete dem Chinesen, was anlag. Suko hörte geduldig zu, und als er den Namen Madame Wu vernahm, blitzte es in seinen Augen auf.

John hatte die Reaktion bemerkt. »Kennst du die Dame?«

»Ja.«

»Erzähl.«

»Du weißt, John, es gibt in unserem Volk sehr viele Geschichten und Legenden. Eine davon handelt von einer Frau, die sich die Königin der Spinnen nennt. Die Legende ist schon uralt, und diese Frau muß es ebenfalls sein. Weißt du, wie sie heißt?«

Johns Gesichtsausdruck hatte sich verschlossen. »Ich kann es mir denken. Madame Wu.«

»Genau.«

»Dann ist sie also die Königin der Spinnen«, folgerte John Sinclair weiter.

Suko lächelte. »Nicht nur das.«

»Sondern?«

Suko wartete, ehe er antwortete. Dann sagte er mit leiser Stimme. »Madame Wu ist selbst eine Spinne…«

***

Die Zwillinge hatten alles gut vorbereitet.

Ihr Boot war ein kleiner Kahn mit einem Zehn-PS-Motor, den sie im Yachthafen abgestaubt hatten. Um diese Zeit konnte man Boote stehlen, daß es eine Freude war. Die Zwillinge hatten unter allen Klassen aussuchen können. Der Tank des Bootes war voll, und mit der Gelassenheit eines alten Skippers steuerte Jim Fletcher den Kahn auf die schmutzigen Fluten der Themse hinaus.

Sein Bruder stand neben ihm und rauchte eine Zigarette. Sie fuhren dicht am Ufer entlang und auch nur mit halber Kraft. Ihr Plan war einfach. Sie wollten am Heck des Schiffes einsteigen, sich unter die Gäste mischen, und wenn zum allgemeinen Aufbruch gerüstet wurde, sich so lange versteckt halten, bis Madame Wu nur noch allein auf

ihrem Kahn war.

Was dann folgen sollte, konnte man guten Gewissens mit dem Wort »Abräumen« bezeichnen.

Die Zwillinge trugen für ihren Einsatz Spezialkleidung. Weite Kunststoffoveralls von dunkelgrüner Farbe. Die Overalls hatten einen durchgezogenen Reißverschluß, man konnte blitzschnell aus ihnen hinausschlüpfen.

Darunter trugen die Zwillinge Smokings. Elegant und nach der neuesten Mode geschnitten. Passende Schuhe hatten sie sich in die Overalltaschen gesteckt.

Und auch ihr Aussehen hatten die Fletcher-Brüder verändert. Dunkelhaarige Perücken, angeklebte Schnurrbarte und bei Jim Fletcher künstliche Wangen, die sein Gesicht wesentlich voller erscheinen ließen. So hofften sie den unter Umständen anwesenden Bullen aus dem Weg gehen zu können.

Joe Fletcher schnippte seinen Zigarettenstummel ins Wasser, wo er zischend verlosch.

Noch hatten sie Zeit.

Auf ihrem kleinen Boot brannten bereits die Positionslampen, denn mittlerweile war es dunkel geworden. Auch der Schiffsverkehr hatte nachgelassen, nur hin und wieder rauschte noch ein schwerer Schlepper flußabwärts durch die Fluten. Dann warfen die Wellen das Boot der Fletchers jedesmal auf und nieder. Die Zwillinge hatten immer das Gefühl, ihre Mägen würden in die Kehlen steigen.

Joe mußte sich sogar einmal übergeben.

»Mist«, sagte er und wischte sich über die Lippen. »Man ist eben nichts Gutes mehr gewohnt.«

Sein Bruder lachte. Ihm ging es zwar auch nicht gerade blendend, aber es war auszuhalten.

»Wie weit ist denn noch, zum Teufel?« fragte Joe. Sie hatten die Docks und Hafenanlagen bereits hinter sich gelassen und befanden sich in der Höhe der Londoner Vororte.

»Keine zwei Meilen mehr«, kam die Antwort. »Du weißt ja, daß wir die letzte Strecke rudern müssen.«

»Ja, leider.«

»Kannst ruhig mal was für deine Figur tun«, sagte der am Steuer stehende Jim. Er nahm einen Schluck aus seiner Kaffeeflasche. Sie war gut isoliert und hielt die braune Brühe lange warm.

Gefährliche Waffen trugen die Zwillinge nicht bei sich. Sie verabscheuten die rohe Gewalt. Ihre Coups hatten sie bisher so durchgeführt, daß nie ein Schuß gefallen war. Es hatte auch keine Schwerverletzten gegeben. Sie hatten höchstens mal Beulen verteilt, und das auch nur, wenn es keine andere Möglichkeit gab.

Joe trat unter den kleinen Unterstand, der den Fahrer des Bootes vor

Regen schützte. Das Dach bestand praktisch nur aus einer Segelplane, die vom Oberteil des Steueraufbaus bis fast zum Heck gezogen wurde. Befestigt war sie jeweils mittels Nylonschnüren an der Reling. Die Bänder liefen dort durch eigens dafür vorgesehene Ösen.

Jim Fletcher war der ruhigere der beiden Brüder. Er verlor nie die Nerven, auch wenn es mal brenzlig wurde, und er war auch derjenige, der die Coups ausklügelte. Joe wiederum hatte andere Qualitäten. Er war körperlich besser in Form, konnte sich bewegen wie ein Artist, war geschmeidig und ungeheuer schnell. Deshalb war es auch seine Aufgabe, das Hausboot zu entern.

Jim wollte ihm dabei den Rücken freihalten.

Das Wetter wurde schlechter. Nebel stieg von der Oberfläche des Wassers hoch. In dicken Schwaden tanzte er über den Wellen. Die Lichter am anderen Ufer waren nicht mehr zu erkennen.

Joe Fletcher lachte. »Was wollen wir mehr? Der Nebel ist unser Freund. Jim, ich habe ein gutes Gefühl.«

»Abwarten«, sagte sein Bruder. Er war immer erst zufrieden, wenn der Coup gelaufen war.

Jim Fletcher lenkte das Boot etwas vom Ufer weg. Er hatte keine Lust, irgendwann aufzulaufen. Dann mußte er jedoch mehr Gas geben, denn einige sich unter der Oberfläche befindende Wirbel stellten sich dem Kurs des Bootes entgegen.

Querlaufende Wellen klatschten gegen den Bug des kleinen Motorbootes und wurden auseinandergerissen. Gischt spritzte auf das stromlinienförmig verlaufende Deck.

Die Zeit verging.

Mit brennenden Augen starrten die beiden Brüder nach vorn in die Nebelwand.

Die Sicht betrug höchstens fünfzig Yards und verschlechterte sich zusehends.

»Gut, daß das Hausboot erleuchtet ist«, meinte Joe, »sonst fahren wir womöglich noch daran vorbei.«

Jim erwiderte nichts, sondern warf einen Blick auf die im Armaturenbrett eingebaute Uhr. Es war 19.30 Uhr.

Für zwanzig Uhr war der offizielle Empfang angesetzt. Und ungefähr zu dieser Zeit wollten die Zwillinge auf dem Schiff sein.

Es war schon ein komisches Gefühl, bei diesem Wetter auf der Themse zu fahren. Der Fluß war sehr breit, und die Brüder kamen sich vor wir auf einem riesigen Meer. Mutterseelenallein.

Joe rauchte wieder.

»Du bist zu nervös«, stellte Jim fest, Joe nickte. »Verdammt, ich weiß auch nicht, warum. Es hat mich ganz plötzlich gepackt. Irgendwie habe ich das Gefühl, als würde der Coup schiefgehen.«

»Unsinn«, widersprach Jim. Und dann stieß er einen dünnen Pfiff

aus. »Das Boot«, sagte er und drosselte die Geschwindigkeit.

Jetzt sah Joe Fletcher es auch.

Aus der Nebelwand tauchte ein langer, drohender Schatten auf. Lichter, verwaschen wirkend, schaukelten im leichten Wind. Das Boot war geschmückt worden. Die Lichter wirkten wie eine bunte übergroße Perlenkette. Sie waren in der Form eines Segels vom Bug bis zum Heck des Hausbootes aufgespannt worden. Dazwischen schimmerte das Licht der aufgestellten Scheinwerfer.

Jim Fletcher stellte den Motor ab.

Es gab ein stotterndes Geräusch, und dann trieb das Boot von allein auf den Wellen weiter. Es hatte noch soviel Fahrt, daß es auf die Bordwand des Hausbootes zugeschoben wurde.

Wie ein großes, dunkles Ungeheuer befand es sich dicht vor den beiden Gaunern.

Sie hörten die Stimmen der Gäste. Eine Frau lachte laut und gekünstelt.

Joe Fletcher stand an der Reling. Er hielt ein Seil in der Hand, aufgerollt wie ein Lasso.

Die Zwillinge hatten sich das Hausboot schon vorher genau angesehen und wußten auch, wo sie den Hebel ansetzen mußten, um den Kahn entern zu können.

Etwa einen halben Yard unter der Reling des Hausbootes befanden sich die schmalen rechteckigen Fenster der unter Deck liegenden Kabinen und Räume. Durch eines dieser Fenster wollte Joe Fletcher einsteigen.

Der Kahn der Zwillinge wurde geradewegs auf das Heck des großen Hausbootes zugetrieben. Die schwere Schraube lag unter Wasser. Es war aber deutlich das aus dem Wasser ragende Ruder zu sehen.

Die beiden Brüder waren jetzt voll konzentriert.

»Aufpassen!« zischte Jim Fletcher, »wir sind gleich dran.«

Joe hatte sich schon zum Sprung geduckt.

Ein, zwei Yards noch, dann…

Joe stieß sich ab.

Gestreckt flog er durch die Luft, packte den schmalen hölzernen Sims mit beiden Händen, zog sofort die Beine an und ließ dann langsam, wie ein Turner an den Ringen, seinen Körper nach unten sinken. Joes Füße berührten das Ruder. Jetzt hatte der Mann einen relativ guten Halt.

Jim Fletcher hatte das Boot beigedreht.

»Alles klar!« hörte er Joes Stimme.

Jim grinste erleichtert.

Für Joe begann nun Teil zwei des riskanten Manövers. Er mußte sich an dem Sims entlanghangeln, bis er eines der Fenster erreichte.

Es war eine Schufterei.

Der Holzsims war durch die Nässe feucht geworden - und glitschig. Mehr als einmal war Joe versucht, sich einfach fallenzulassen, doch dann riß er sich wieder zusammen.
Sein Gesicht war von der Anstrengung gezeichnet. Er atmete keuchend und mit offenem Mund. In den Fingern hatte er kaum noch Gefühl. Das Seil, mit dem er Jim nachziehen wollte, lag aufgerollt über seiner Schulter.
Und dann hatte er es geschafft. Seine Beine pendelten in Höhe des Fensters.
Es war etwa halb so groß wie ein normales Fenster, und Joe würde all seine Geschicklichkeit brauchen, um dort hineinklettern zu können. Doch zuvor mußte er das Glas aus der Fassung treten.
Joe Fletcher sammelte seine letzten Kräfte. Dann schwang er das rechte Bein etwas zurück und ließ es im nächsten Atemzug wieder vorschnellen.
Seine Fußspitze rammte gegen die Scheibe.
Sie brach.
Joe Fletcher fiel ein Stein vom Herzen, doch dann stockte ihm der Atem.
Über sich auf dem Schiff hörte er plötzlich Stimmen. Und sie wurden mit jeder Sekunde lauter.
Da näherten sich Gäste der Reling. Wenn sie einen Blick nach unten warfen, und Joe entdeckten, war alles umsonst. Oder hatten sie vielleicht das Klirren der Scheibe gehört?
Sie hatten es nicht. Und sie sahen auch nicht über die Reling. Joe Fletcher fiel ein Stein vom Herzen. Besonders, als sich die Stimmen wieder entfernten.
»Alles klar?« hörte er seinen Bruder vom Boot aus rufen.
»Ja.« Joes Stimme klang verzerrt. »Du kannst jetzt mit dem Boot ranfahren, Jim.«
Jim Fletcher manövrierte das Boot so dicht es ging neben die Bordwand des Hausbootes. Dann rief er: »Spring.«
Joe ließ sich fallen. Er landete weich, auf der regengeschützten Plane des Bootes. Sie sackte zwar ein, aber sie hielt.
Scharf stieß Joe Fletcher die Luft aus. Dann rief er mit gedämpfter Stimme. »Halt das Boot gerade, Jim.«
»Okay.«
Joe richtete sich auf. Er zog sich Handschuhe an, reckte seinen Körper, und es gelang ihm, das Fenster mit der zerstörten Glasscheibe zu erreichen.
Unter ihm schaukelte das Boot auf den Wellen.
Joe Fletcher stieß die Glassplitter aus dem Rahmen, um das Verletzungsrisiko zu mindern. Dann gab er seinem Körper Schwung, packte den unteren Rand des Fensters und zog sich hoch.

Joe schaffte den Klimmzug und schob seinen Oberkörper durch die entstandene Öffnung. Er mußte sich dabei winden wie ein Aal, hatte es aber dann geschafft.

Joe Fletcher hatte den unbequemen, kräfteraubenden Weg wählen müssen, denn die Zwillinge hatten keine Stange mitgenommen, mit der sie vom Boot aus hätten das Fenster einschlagen können. Aber es hatte ja auch so geklappt.

Mit dem Kopf zuerst tauchte Joe Fletcher in das Dunkel eines Raumes ein. Er streckte die Arme vor, ließ sich fallen und berührte mit den Händen den Boden.

Joe zog die Beine nach und befand sich nun endgültig auf dem Schiff.

Totenstille umgab ihn. Joe hörte nur seinen eigenen Atem.

Er richtete sich vorsichtig auf. Dabei schabte der Stoff des Overalls aneinander und übertönte das Geräusch der schleichenden Schritte, die sich dem Eindringling näherten.

Als Joe Fletcher die Schritte hörte, war es fast zu spät. Er warf sich noch instinktiv zurück, riß seine handliche Taschenlampe hervor und knipste sie an.

Der helle Strahl zerschnitt die Finsternis. Scharf riß er den häßlichen Schädel des Spinnenmonsters aus der Dunkelheit…

***

Joe Fletcher erlitt den Schock seines Lebens. Er wollte schreien, doch es ging nicht. Tausend Gedanken auf einmal wirbelten durch seinen Schädel. Er hatte in der Zeitung von dem Spinnenmonster gelesen, hatte das aber für eine Ente gehalten - und nun…

Joe Fletcher packte das eiskalte Entsetzen.

Das Spinnenmonster war nicht allein.

Aus den Ecken begann es plötzlich zu krabbeln.

Spinnen!

Die Lampe in Joes Hand zitterte. Der Lichtstrahl flirrte hin und her, traf die häßlichen, faustgroßen Spinnen, die zielstrebig auf Joe Fletcher zukrabbelten.

Ihm blieb nur noch eine Chance.

Das Fenster.

Joe Fletcher sprang auf die Füße, wich dem plötzlich zupackenden Arm des Spinnenmonsters aus und flog förmlich auf das Fenster zu.

Joe wollte schreien, doch da traf ein harter Schlag seinen ungeschützten Nacken.

Dicht vor dem rettenden Ausstieg wurde Joe Fletcher zu Boden geschmettert.

Er fiel aufs Gesicht. Wie Blitzstrahlen zuckten die Schmerzen durch seinen Kopf. Die Oberlippe begann zu bluten. Ein Schneidezahn war zersplittert.

Sekundenlang blieb Joe Fletcher wie betäubt liegen. Eine Zeit, die ihm zum Verhängnis wurde.

Auf einmal waren die Spinnen da. Zu Hunderten krabbelten sie über Fletchers Overall, fanden Lücken und drangen in die Kleidung ein.

Das Grauen überschwemmte Joe Fletcher wie eine Woge.

Mühsam stemmte er sich hoch. Er öffnete den Mund, um zu schreien, doch eine der Spinnen huschte zwischen seine Lippen.

Fletcher spie und würgte.

Er torkelte durch den Raum. Die Spinnen hingen an ihm wie Kletten. Ihre Drüsen stießen die Fäden ab. Ein Netz von Spinnweben überzog plötzlich Fletchers Gesicht. Er schlug mit den Armen um sich, wollte die Spinnen von seinem Körper werfen…

Er schaffte es nicht.

Immer schwächer wurden seine Bewegungen.

Und dann war das Monster da.

Fletcher war auf die Knie gefallen, als der Spinnenmann einen scharfen Befehl zischte.

Augenblicklich ließen die Spinnen von Joe Fletcher ab. Sie zogen sich wieder in die dunklen Ecken zurück.

Die Lampe lag auf dem Boden und brannte immer noch. Staub war durch den Kampf aufgewirbelt worden, dessen Schleier träge durch den Raum zogen.

Chuck Manners, der Spinnenmann, blieb vor Joe Fletcher stehen. Seine Klauen legten sich auf die Schultern des Einbrechers.

Mühsam hob Joe Fletcher den Kopf.

Die Facettenaugen der Spinnenmonsters starrten ihn an.

»Der Spinnenkuß!« zischelte Chuck Manners. »Jetzt bekommst du den Spinnenkuß - Bruder…«

Und dann biß er zu.

***

Jim Fletcher wurde langsam nervös. Seiner Meinung nach ließ sich sein Bruder zuviel Zeit. Er hätte längst das Seil aus dem Fenster werfen müssen, damit er - Jim - ebenfalls hochklettern konnte.

Immer wieder schaute Jim Fletcher an der Bordwand hoch, doch von seinem Bruder war nichts zu sehen.

Jim Fletcher wurde langsam sauer. Was sich der verdammte Kerl dabei dachte, ihn einfach schmoren zu lassen. Dabei war es gar nicht einfach, das Boot auf der Stelle zu halten. Immer wieder wurde es abgetrieben, und dann, wenn eine Querwelle gegen das Boot schlug, trieb es der Bordwand entgegen.

Es war ein dauerndes Hin und Her.

Oder sollte etwas schiefgelaufen sein? Möglich war alles. Aber dann hätte Jim wenigstens etwas gehört, so aber blieb er weiterhin im

Ungewissen.
Allerdings nur noch zwei Minuten.
Als er wieder einen Blick zu dem zerstörten Fenster hochwarf, sah er das Seil aus der Öffnung heruntertrudeln.
Endlich!
Die Zwillinge hatten vorher entschieden, das Boot im Stich zu lassen. Sie wollten mit ihrer Beute auf dem Landweg verduften. Ein Wagen stand schon an einer günstigen Stelle bereit.
Das Seil pendelte jetzt vor Jim Fletchers Augen.
Der Einbrecher griff zu. Beide Hände klammerte er um das rauhe Tau.
»Auf geht's«, sprach sich Fletcher selbst Mut zu und begann sich mit zügigen und kräftigen Bewegungen hochzuhangeln.
Jim Fletcher kletterte in sein Verderben.
Rasch hatte er das Fenster erreicht.
»Joe«, flüsterte er, »alles klar?«
Joe Fletcher gab keine Antwort. Das wunderte Jim zwar, aber er dachte nicht weiter darüber nach.
Genau wie Joe schob er sich mit dem Kopf zuerst durch das Fenster. Er tauchte hinein in die absolute Dunkelheit.
»Joe, verdammt, so melde dich doch!«, knurrte er. Jim stützte sich mit den Händen ab und zog die Beine nach.
Da flammte die Taschenlampe auf.
Der Strahl traf genau sein Gesicht.
Jim Fletcher wurde geblendet.
»Laß den Mist!« zischte er.
Ein leises, bösartig klingendes Kichern ließ ihn erstarren. Jim Fletcher rieselte eine Gänsehaut über den Rücken.
Vorbei! zuckte es in ihm. Der Coup ist geplatzt. Er hob seine Hand vor die Augen, um sich gegen die Blendwirkung zu schützen.
Da sah er die Beine.
Ein Paar gehörte seinem Bruder Joe. Jim Fletcher erkannte es an dem Overall.
Und die anderen beiden?
Einem Fremden.
Der helle Lichtstrahl wurde zur Seite geschwenkt, leuchtete den Raum aber noch so aus, daß Jim Fletcher alles erkennen konnte.
Sein Blick glitt höher. Jim sah die Oberkörper der beiden Männer, und dann hatte er das Gefühl, Mittelpunkt eines Alptraumes zu sein.
Zwei Spinnenmonster standen vor ihm.
Und eines davon war sein Bruder Joe!
Jim Fletcher wollte schreien, doch er hatte kaum den ersten Ton aus der Kehle, als zwei gräßliche Klauen seinen Hals zudrückten. Sie gehörten Joe Fletcher.

»Joe!« Jim Fletcher röchelte. Er brachte den Namen seines Bruders kaum über die Lippen.

Dann folgte die Atemnot, und wenig später die Bewußtlosigkeit.

Joe Fletcher ließ seinen Bruder los. Wie ein leergepumpter Luftballon fiel er in sich zusammen.

Die beiden Monster sahen sich an.

Dann sagte Chuck Manners: »Geben wir ihm den Spinnenkuß!«

***

»Immer wenn ich dich sehe, bekomme ich Minderwertigkeitskomplexe«, sagte John Sinclair lächelnd.

Sheila Conolly hob die Augenbrauen. »Wieso?«

»Na, ich bin nicht mit solch einer hübschen Frau verheiratet«, erwiderte der Geisterjäger.

Sheila lachte. »Ich dachte, du schwörst auf das Junggesellendasein.«

»Alles nur Tarnung.«

»Also ich wüßte schon jemanden für dich«, mischte sich Bill Conolly ein. »Blondes langes Haar, eine Figur zum Träumen…«

Sheila stieß ihren Mann in die Rippen. »Seit wann schwärmst du von anderen Frauen, he?«

»Nur rein platonisch, mein Schatz.«

»Hoffentlich.«

John Sinclair hatte sich mit dem Ehepaar Conolly in einem kleinen Restaurant in der Londoner City getroffen. Sie wollten gemeinsam zum Hausboot fahren, und zwar in Bills Porsche. John Sinclair wollte sich in den Fond klemmen.

Natürlich erregten die drei Aufsehen. Die elegante Kleidung - John und Bill trugen Smokings - und dann Sheila Conolly. Sie hatte sich ein schlichtes, schwarzes, figurbetontes Kleid angezogen, das an den Schultern nur durch zwei schmale Träger gehalten wurde. Das Kleid reichte bis zu den Knöcheln und fiel unterhalb der Knie glockenförmig auseinander. Zum Schutz gegen die Kälte trug Sheila eine Nerzjacke.

Sie war eine phantastische Frau. Das lange Haar hatte die Farbe von reifem Weizen und fiel in Wellen bis auf die Schultern. Sheilas Gesicht wirkte apart, der Mund war sanft geschwungen, und die Augen erinnerten an blaue Sterne.

John blickte auf die Uhr. »Ich glaube, es wird Zeit für uns. Ich möchte gern pünktlich sein und das Theater von Beginn an miterleben.«

Bill grinste. »Das wird bestimmt eine Schau.«

Auch der Reporter war ein gutaussehender Mann. Er war ungefähr so groß wie John Sinclair, nur hatte er schwarzes Haar, das ihm immer ein wenig in die Stirn hing und ihm so ein leicht verwegenes Aussehen gab.

John übernahm die Rechnung. Wenig später hatte er dann Mühe, sich auf den Notsitz des Porsches zu klemmen. Johns Beine waren für solch einen Sitz nicht geschaffen.

Bill konnte sich ein paar bissige Bemerkungen natürlich nicht verkneifen. Sie ließen den Geisterjäger kalt. »Wartet nur, bis ich meinen neuen Bentley habe, dann brauche ich eure Sardinenbüchse nicht mehr.«

»He, he, auch noch Ansprüche stellen«, sagte Bill in gespielter Entrüstung. »Das haben wir gerne.«

»Das steht mir eben dienstrangmäßig zu«, erwiderte John und ahmte den blasierten Tonfall einiger Lords nach.

»Sehr wohl, Sir.« Bill startete rasant - und mußte an der nächsten Ampel halten.

»Die Karre ist wohl nichts für den Stadtverkehr, wie?« lästerte John Sinclair.

»Ach, du hast ja keine Ahnung. Bei hundertzwanzig Meilen hebt er ab. Das solltest du mal erleben.«

Während der Fahrt zum Hausboot flachsten die beiden Freunde weiter. Schließlich stellte Bill die Frage, wo Suko geblieben sei.

»Der hat andere Aufgaben übernommen«, meinte Sinclair. »Warte es ab.«

Mit der Auskunft gab sich Bill zufrieden.

Sie waren nicht die ersten Gäste, die eintrudelten. Auf den nahen Uferwiesen standen schon eine Reihe von Prunkschlitten. Wie gesagt, schließlich war ein Großteil der Londoner Gesellschaft anwesend. Madame Wu mußte wirklich Erstaunliches zu bieten haben, daß sie es geschafft hatte, die Leute in die nicht gerade für sie standesgemäße Umgebung zu locken.

»Viel Geld, viel Prunk«, meinte Bill, als er seinen Porsche neben einem roten Lamborghini abstellte. Er deutete auf den Wagen. »Der gehört übrigens Lord Bixby, Kunstmäzen vom Dienst. Ein noch sehr vitaler Mann, und das in jeder Beziehung.« Der Reporter grinste.

Sheila hakte sich bei den Männern ein. »Ich hoffe, du bist in seinem Alter noch genauso vital«, sagte sie zu ihrem Mann.

»Wenn du mich nicht zu sehr forderst.«

Dann wurden sie wieder ernst, denn sie hatten den Anfang des Stegs erreicht. Zwei Männer in blauer Uniform, Angehörige einer privaten Sicherheits- und Schutztruppe, erkundigten sich nach den Einladungen.

Bill zeigte alle drei vor.

»Danke, Sir. Sie können passieren.«

John Sinclair hatte die Männer blitzschnell taxiert und erkannt, daß ihre Jacken an der linken Seite etwas ausgebeult waren. Die Aufpasser trugen Waffen. Anscheinend fürchtete Madame Wu um ihre

wertvollen Kunstschätze.

Die Witterung war mies. Über dem Fluß hing eine quallige Nebelschicht, die jedoch in Ufernähe immer mehr zerfaserte.

Madame Wu hatte das Hausboot festlich schmücken lassen. Bunte Lichtgirlanden waren gespannt worden. Sie hatten die Form eines Segels und leuchteten in vier verschiedenen Farben. Zusätzlich gaben noch starke Scheinwerfer ihr Licht ab, so daß sie die Nacht zum Tag machten. Auch der Steg war geschmückt worden. Schaumstoffstreifen verhinderten, daß ein Besucher ausrutschte.

Am anderen Ende des Stegs wurden die drei Neuankömmlinge wieder von einem Kontrolleur erwartet.

»Ihre Karten bitte.«

Bill holte scharf Luft. »Ihr seid aber heute besonders pingelig. Keine Angst, wir wollen schon nichts mitnehmen.«

»Das glaube ich Ihnen gerne, Sir. Aber auch ich tue nur meine Pflicht.«

»Okay, es macht Ihnen ja niemand einen Vorwurf.«

Sie konnten passieren. Musikklänge wehten zu ihnen herüber. Eine Schwingtür pendelte im Wind. Hinter ihnen erfolgten schon die nächsten Gäste. Zwei Frauen und ein Mann. Eine der Frauen lachte schrill. »Ich finde es toll, was Madame Wu hier geleistet hat. Also wenn ich an die alten Masken denke… nein, so etwas fehlt uns noch im Musikzimmer.«

»Laß uns schnell weitergehen«, sagte John, »sonst kriegen sie mich noch.«

Der Geisterjäger drückte als erster die Schwingtür auf. Und schon standen sie in dem großen, festlich ausstraffierten Salon.

Madame Wu hatte sich wirklich alle Mühe gegeben. Sie hatte den großen Raum auf dem Oberdeck durch spanische Wände und geschickt eingebaute Nischen in mehrere kleine Räume aufgeteilt. Der große Kristalleuchter an der Decke spendete warmes, blendfreies Licht. Zahlreiche in kostbare Rahmen gefaßte Spiegel, ließen die wertvollen Ausstellungsstücke doppelt und dreifach erscheinen. Stimmengewirr bildete eine montone Geräuschkulisse.

John Sinclair gestand sich ehrlich ein, daß er begeistert war. Er hätte diese Gediegenheit nie auf diesem Hausboot erwartet.

Doch es gab eine Person, die all die Kunstgegenstände überstrahlte.

Madame Wu, die Gastgeberin!

Sie hielt sich in der Nähe der Tür auf, um jeden Gast bei seinem Eintritt persönlich begrüßen zu können.

Sie reichte zuerst Sheila die Hand und hieß sie herzlich willkommen.

Auch für Bill fand sie einige höfliche Worte.

Dann war John an der Reihe.

Auf ihm ruhte der Blick der Frau etwas länger, und der Geisterjäger

hatte das Gefühl, daß in ihren Pupillenschächten so etwas wie Mißtrauen aufflackerte. Aber das konnte auch eine Täuschung sein.

John nahm die rechte Hand der Frau. Sie fühlte sich seltsam kalt an. John warf einen schnellen Blick auf die langen, gebrechlich wirkenden Finger und wunderte sich einen Augenblick später über den kräftigen Händedruck.

»Ich freue mich, daß Sie mir die Ehre Ihres Besuches geben«, sagte die Chinesin mit einer Altstimme, die John seltsam berührte.

Der Oberinspektor neigte den Kopf. »Die Freude ist ganz auf meiner Seite. Sie gestatten, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist John Sinclair.«

Keine Reaktion zeigte, daß Madame Wu schon von dem Geisterjäger gehört hatte. Entweder kannte sie John wirklich nicht, oder sie hatte sich vorzüglich in der Gewalt.

»Ich hoffe, es gefällt Ihnen bei mir«, sagte die Chinesin. »Mich müssen Sie jetzt entschuldigen. Ich muß neue Gäste begrüßen. Wir werden uns aber sicherlich im Laufe des Abends noch einmal begegnen.«

»Davon bin ich überzeugt«, erwiderte John.

Bill Conolly erwartete seinen Freund mit grinsendem Gesicht. »Die scheint aber ganz schön Eindruck auf dich gemacht zu haben«, sagte er.

John hob die Schultern. »Kaum.«

Daraufhin tippte ihm Sheila mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Du lügst schlecht, großer Geisterjäger.«

John stand so, daß er Madame Wu im Spiegel beobachten konnte. Sie war wirklich eine faszinierende Frau. Ihr lackschwarzes Haar war in der Mitte gescheitelt und fiel glatt und lang bis auf den Rücken hinunter. Das Kleid aus gelber Seide reichte bis zu den Knöcheln, war aber an beiden Seiten geschlitzt, so daß bei jedem Schritt die gut gewachsenen Beine zu sehen waren. Schön, glatt und kalt war das Gesicht. Nicht ein Fältchen kerbte die Haut. Die leicht geschlitzten Augen und die hochstehenden Wangenknochen zeugten von dem exotischen Reiz dieser außergewöhnlichen Frau.

Bill trat an Johns Seite. Sheila war schon vorgegangen und betrachtete eine alte chinesische Vase, die aus Bruchstücken wieder zusammengesetzt worden war.

»Glaubst du, daß sie hinter den Vorfällen des gestrigen Abends steckt?« fragte Bill.

John hob die Schultern. »Keine Ahnung, aber du kannst sie ja mal fragen.«

»Ha, ha.«

Inzwischen hatte sich der Ausstellungssaal immer mehr gefüllt. John sah viel politische Prominenz, aber auch Künstler und Professoren der

Hochschule.

Drinks wurden gereicht. Champagner, eisgekühlt in flachen Sektschalen.

Man prostete sich zu, hell klangen die Gläser aneinander. Auch John trank. Mit dem Glas in der Hand wanderte er durch den großen Raum, sah sich all die wertvollen Kunst- und Kultgegenstände aus dem alten China an.

Er entdeckte Masken, Gefäße, Schalen, alte Schriftrollen und kunstvolle Zeichnungen. Was hier ausgestellt wurde, war mit Geld kaum zu bezahlen, und John fragte sich, wie diese Gegenstände vor Dieben geschützt wurden.

Bill und Sheila hatten sich abgesondert. Die beiden hatten einige Bekannte getroffen, mußten artig ihre Honneurs machen und über alles mögliche plaudern.

John konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen, als er Bills Gesicht sah. Dem Reporter war es gar nicht recht, von John getrennt zu sein. Er wäre viel lieber an der Seite des Geisterjägers geblieben, um mit John das Boot genau zu inspizieren.

Denn das hatte der Oberinspektor vor. Er wollte das Hausboot unter die Lupe nehmen. Wenn wirklich etwas an diesem Spinnenmann dran war und dieser tatsächlich existierte, dann mußte er versteckt gehalten werden. Aber wo? John hatte schon erkannt, daß das Hausboot genügend Versteckmöglichkeiten bot. Er kannte ja nur einen Teil des Oberdecks, aber wie sah es im Bauch des Schiffes aus?

Um das herauszufinden, war der Geisterjäger hier. Und es würde sich auch irgendwann im Laufe des Abends noch eine Möglichkeit ergeben.

Allerdings hatte John Suko in seinen Plan mit einkalkuliert. Der Chinese wartete in Nähe des Parkplatzes auf Johns Zeichen, um ebenfalls auf das Schiff zu gelangen. Gerade weil Suko Chinese war, konnte er John Sinclair eine große Hilfe sein.

Doch dann trat etwas ein, was Johns Überlegungen so ziemlich über den Haufen warf.

Es begann damit, daß die Gäste plötzlich Madame Wus Stimme durch ein Mikrophon verstärkt hörten.

»Ladies and Gentlemen. Darf ich Sie einen Moment um Ihre geschätzte Aufmerksamkeit bitten?«

Es wurde still. Einige Gäste tauschten überraschte Blicke, und John Sinclair spürte ein bohrendes Gefühl in der Magengegend. Außerdem begann die Narbe auf seiner rechten Wange zu jucken, ein Zeichen, daß sich Ärger anbahnte.

Madame Wu sprach weiter. »Ich freue mich, daß Sie meiner Einladung so zahlreich gefolgt sind, und hoffe, deshalb auch Ihnen eine kleine Freude bereiten zu können. Als besondere Überraschung des Abends biete ich Ihnen eine Fahrt auf der Themse.«

Pause. Die Chinesin ließ ihre Worte erst wirken.

Verstört blickten sich die Gäste an. Jemand sagte: »Bei dem Nebel?«

»Keine Angst«, erklang wieder die Mikrophonstimme. »Ich habe einen außergewöhnlich guten Kapitän, der den Fluß kennt wie seine Westentasche.«

»Und wo werden wir landen?« fragte der Mann wieder.

»Sie werden wieder an diesen Steg zurückgebracht«, lautete die Antwort.

Die Meinungen über dieses Vorhaben waren geteilt. John hörte es deutlich heraus. Was ihm jedoch Sorgen machte, war, daß Suko jetzt nicht auf das Schiff kommen konnte. Es sei denn, man gab ihm Bescheid.

John sah Bill Conolly winken, doch der Geisterjäger schüttelte den Kopf.

Er orientierte sich in Richtung Ausgang, schob eine mit Schmuck behangene Lady zur Seite und sah schon die Tür, als diese aufgestoßen wurde.

Madame Wu betrat den Ausstellungsraum.

Sie streckte den rechten Arm vor und legte John die Hand auf die Schulter. »Aber, Mr. Sinclair, wollen Sie uns schon verlassen? Jetzt, wo die kleine Fahrt beginnt?«

John hätte sich am liebsten in den Hintern beißen mögen. Verdammt noch mal, daß er auch nicht schneller reagiert hatte. Jetzt gab es natürlich kein Herumdrücken mehr.

»Natürlich nicht, Madame«, sagte er wider seine Überzeugung. »Nur - ich finde diese plötzliche Fahrt etwas seltsam.«

»Wieso?« Madame Wu hakte sich bei John unter. Ihr Parfüm streichelte seine Nase, und er spürte ihren festen Busen an seinem Ellbogen. Manch neidischer Männerblick traf den Oberinspektor.

»Wie weit soll die Reise denn gehen?« erkundigte sich John vorsichtig. »Wissen Sie, ich will nicht neugierig sein, aber…«

Die Chinesin lachte perlend. »Das macht doch nichts, Mr. Sinclair. Bis kurz hinter Woolwich. Dort wenden wir dann.«

John nickte. »Das ist relativ weit. Woolwich liegt schon außerhalb der Londoner Stadtgrenze.«

Die Chinesin lächelte rätselhaft. »Ich weiß, Mr. Sinclair. Aber wir haben doch Zeit. Außerdem bitte ich meine Gäste während der Fahrt zum kalten Büffet. Ein phantastisches lukullisches Arrangement. Es wird Ihnen vorzüglich munden.« Madame Wu zog ihren Arm wieder unter Johns Ellbogen weg. »Entschuldigen Sie mich.«

Der Geisterjäger nickte. Er sah der Chinesin nachdenklich hinterher, die sofort wieder von anderen Gästen umlagert wurde. John klaubte sich eine Zigarette aus seinem schmalen ledernen Etui, steckte sie zwischen die Lippen und sah vor sich eine Flamme aufflackern.

Bill Conolly hielt das Feuerzeug.
John bedankte sich mit einem Kopfnicken.
»Und?« fragte Bill. Sein Gesicht war gespannte Aufmerksamkeit.
»Ich weiß genausoviel wie du.«
»Aber du hast doch mit ihr gesprochen.«
John stieß den Rauch durch die Nasenlöcher aus. »Doch, ich weiß noch etwas. Auf der Fahrt kannst du ein kaltes Büfett plündern.«
»Mist«, sagte Bill. »Essen kann ich zu Hause. Was wird mit Suko?«
»Er muß sich eben allein helfen.«
»Willst du ihn denn nicht holen?«
»Habe ich doch versucht.«
Bill zeigte seine Zähne. »Und dann kam die Madame und hat dich erwischt.«
»Genau.«
»Mist, verdammter!« fluchte Bill. »Und jetzt?«
John Sinclair hob die Schultern. »Bleibt uns nichts anderes übrig, als uns eine gute Reise zu wünschen. Also dann…«
Im selben Moment begannen die Maschinen zu vibrieren, und das Boot nahm Fahrt auf.

***

Suko lauerte zwischen den abgestellten Wagen. Er hatte dort gute Deckung gefunden und konnte das ankernde Hausboot im Auge behalten.
Geduld hörte zu Sukos Tugenden. Er konnte stundenlang auf einem Fleck verharren, ohne auch nur mit den Augenwimpern zu zucken. Eine Gabe, die er von seinen Vorfahren geerbt hatte. Sie alle hatten sich mit der Kunst der Meditation und der Yogalehre beschäftigt.
Die Gäste befanden sich jetzt auf dem Schiff. Es war kaum anzunehmen, daß noch ein Nachzügler kam.
Am Steg hielten sich nur noch die Wächter auf. Sie rauchten und sprachen miteinander. Einmal erzählte jemand einen Witz, worauf die anderen Männer in schallendes Gelächter ausbrachen.
Dem Chinesen fiel auf, daß die Männer immer wieder auf die Uhren schauten und Zeiten verglichen.
Warteten sie etwa auf ein bestimmtes Ereignis? Oder gehörten sie vielleicht selbst einer Bande an, die sich auf Kunstdiebstähle spezialisiert hatte?
Möglich war alles. Suko war neugierig geworden. Er wollte erfahren, was die Wärter so beunruhigte. Aber dazu mußte er näher an sie heran.
Im Augenblick verschmolz Suko fast mit dem Blech eines schwarzen Jaguars. Die Gäste, die diesen Wagen fuhren, waren als letzte erschienen.

Suko schraubte sich langsam höher.
Unter seiner Haut spielten die geschmeidigen Muskeln.
Dann huschte er los.
Lautlos, schattenhaft…
Der Chinese hielt sich immer in Deckung der abgestellten Fahrzeuge. Wenn einer der Aufpasser mal zufällig in seine Richtung sah, ging Suko sofort auf Tauchstation.
Der Chinese schaffte es und gelangte ungesehen bis zu Bill Conollys Porsche. Er stand den Wärtern ziemlich nah.
Suko nahm hinter dem flachen Renner Deckung.
Die Männer unterhielten sich ziemlich laut und ungeniert. Die Stimmen übertönten sogar das Klatschen der Wellen am steinigen Ufer.
»Große Lust habe ich ja nicht, auf die Schlitten hier aufzupassen«, meinte einer der Kerle. Mit einer lässigen Bewegung schnippte er die Zigarette weg.
»Dienst ist Dienst«, erwiderte sein Kollege. »Aber einer von uns kann ja immer mal verschwinden. Nicht weit von hier ist doch die Kneipe. Da soll es übrigens auch etwas zum Anfassen geben. Weibliches, meine ich.« Der Mann lachte glucksend.
»Ja, das wäre eine Idee.«
»Wann fährt eigentlich das verdammte Boot ab?« fragte der Knabe mit dem großen Durst.
»In fünf Minuten ungefähr.«
»Okay, so lange kann ich noch warten.«
Suko durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag. Was er gerade gehört hatte, war für ihn von enormer Wichtigkeit. Wenn das Boot tatsächlich ablegte, mußte er zusehen, so schnell wie möglich an Bord zu gelangen. Er durfte jetzt keine weitere Sekunde mehr verlieren.
Suko drehte sich. Er wollte sich um den Porsche herumschleichen und dann durch die Gassen der abgestellten Wagen zum Heck des Schiffes laufen.
Es blieb allerdings beim Vorsatz.
Der Zufall wollte es, daß einer der Wärter genau in diesem Moment seine Zigarettenkippe wegschleuderte. Und genau in Sukos Richtung. Der Mann sah dem Halbkreis der glühenden Zigarette nach und wurde auf den Schatten aufmerksam, der sich von dem Porsche wegbewegte.
»Da ist jemand!« gellte sein Ruf.
Im Nu wirbelten die anderen drei Männer herum. Zwei zogen sofort ihre Waffen.
Die Wächter verstanden ihr Handwerk. Sie verteilten sich sehr geschickt, und es gelang ihnen, Suko in die Zange zu nehmen.
Der Chinese blieb stehen. Einer der Kerle lief geradewegs auf ihn zu. Als er Sukos massige Gestalt sah, stutzte er. Riesengroß sah er eine

Faust vor seinem Gesicht auftauchen, und in der nächsten Sekunde legte sich der Mann schlafen.

»Verdammt, da ist der Hund!« brüllte ein anderer.

Suko kreiselte herum.

Einer der Männer hatte auf ihn angelegt. »Stehenbleiben!« bellte er.

Aus dem Stand sprang Suko auf das Dach eines Sportwagens. Ehe der pistolenbewehrte Wächter überhaupt die neue Situation erfaßt hatte, hechtete Suko schon auf ihn zu und begrub den Mann unter sich. Gleichzeitig drehte er ihm den Waffenarm vom Körper weg, und mit einem wohldosierten Handkantenschlag schickte er ihn ins Reich der Träume.

»Tim, verdammt, wo bist du?« schrie einer der Männer.

Doch Tim meldete sich nicht. Suko nahm die Waffe des Bewußtlosen an sich und steckte sie hinter seinen Hosengürtel. Zwei Männer hatte er ausgeschaltet, blieben noch die letzten beiden.

Sie waren vorsichtiger geworden und lauerten jetzt zwischen den Wagen. Sie warteten darauf, daß Suko sich zeigte, doch den Gefallen tat ihnen der Chinese nicht.

Obwohl er selbst unter großem Zeitdruck stand, schlich er nur langsam weiter.

Nervöses Atmen verriet ihm den Standort des dritten Mannes.

Sukos Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Er bog um das Heck eines Volvo und sah den Knaben in der schmalen Gasse zwischen zwei Wagen kauern. Er wandte Suko den Rücken zu.

Unhörbar schlich der so schwerfällig wirkende Chinese näher. Dann packte er zu.

Seine breite rechte Hand preßte er auf den Mund des Wärters. Mit der anderen wand er ihm die Waffe aus der Hand.

Der Mann schaffte es nicht, überhaupt nur einen Laut auszustoßen. Er zappelte noch unter Sukos Griff, bis der Chinese ihm eine Kopfnuß verabreichte.

Aufpasser Nummer drei konnte auch abgehakt werden.

Suko nahm auch die zweite Pistole an sich. Wenn das so weiterging, hatte er bald ein Waffenarsenal mit sich herumzuschleppen.

Jetzt war nur noch ein Gegner übrig.

Von ihm sah Suko, als er sich gebückt hatte, nur die Beine. Der Mann robbte wie ein Rekrut auf dem Boden herum und schaute unter den Boden der abgestellten Wagen hindurch.

Wirklich nicht die schlechteste Methode.

Dann hörte Suko einen wütenden Fluch. Wahrscheinlich war der vierte Aufpasser auf einen seiner bewußtlosen Kollegen gestoßen.

Suko lief ein paar Schritte vor, gelangte aus dem Deckungsbereich der Wagen und rannte dann parallel zum Ufer weiter. Er verursachte bewußt provozierende Geräusche, die den vierten Mann anlocken

sollten.
Sie taten es auch.
Als Suko einmal den Kopf wandte, jagte der Kerl hinter ihm her. Sein Atem wehte wie eine weiße Fahne vor den Lippen.
Im selben Augenblick geschah noch etwas anderes.
Die Maschine des Hausbootes begann zu arbeiten.
Es wurde für Suko allerhöchste Zeit.
Suko stoppte plötzlich mitten im Lauf, warf sich gleichzeitig herum und fing den Burschen geschickt ab, der in voller Fahrt auf ihn zurannte.
Wie eine Feder hebelte der Chinese den Wärter über sich hinweg.
Der Kerl schlug in der Luft zwei Purzelbäume und landete dann platt wie eine Flunder auf der Erde. Auch ihm versetzte Suko noch eine Kopfnuß, dann war der Weg für ihn frei.
Und es wurde höchste Zeit.
Die vier Männer waren zwar keine Gegner für ihn gewesen, aber der Kampf hatte Suko Zeit gekostet. Zeit, der er jetzt hinterher rannte.
Und das im wahrsten Sinne des Wortes.
Das schwere Hausboot hatte nämlich schon abgelegt. Es drehte nach Backbord hin, der Flußmitte zu. Nur das Heck befand sich noch in Ufernähe.
Suko hatte nicht gesehen, wer die schweren Taue gelöst hatte. Es interessierte ihn im Moment auch nicht. Er wollte nur zusehen, daß er noch an Bord kam.
Suko rannte zum Steg zurück, nahm einen Anlauf, und dann wirbelten seine kräftigen Beine über den Steg.
Der Chinese sprintete wie ein Olympiateilnehmer, erreichte innerhalb von wenigen Sekunden das Ende des Stegs, schnellte sich mit beiden Füßen kraftvoll ab und flog wie ein von der Bogensehne abgeschossener Pfeil durch die Luft.
Es war eine artistische Meisterleistung.
Suko sah die Bordwand des Kahns vor sich auftauchen. Für einen Herzschlag lang hatte er das Gefühl, es nicht zu schaffen, doch dann krallten seine karategestählten Finger sich den oberen Rand der Bordwand und ließen nicht mehr los.
Schwer krachte sein Körper gegen die Außenhaut des Schiffes. Suko spürte den Aufprall bis in die Haarspitzen. Sein Gesicht verzerrte sich, doch er hielt fest.
Unter ihm wirbelte die Schiffsschraube die schmutzigen Fluten der Themse auf. Gischt spritzte, das Ruder bewegte sich.
Suko zog sich an Bord. Wie ein Igel rollte er sich an Deck zusammen, sah einen kleinen Aufbau und nahm hinter ihm Deckung.
Das war geschafft.
Der Chinese atmete auf.

Das Boot hatte sich jetzt immer weiter vom Ufer entfernt, war eingedrungen in die Nebelwand.

Die Witterung begünstigte Sukos Vorhaben. Der Nebel - er wirkte wie ein zäher Sirup - verteilte sich schwadenartig über das gesamte Deck. Dann tutete auch das Horn des Schiffes. Es hörte sich an wie das Brüllen eines Urweltungeheuers.

Suko orientierte sich anhand der Lichter, die er als farbige, verwaschen wirkende Flecke erkannte. Er sah auch die Umrisse des wuchtigen Deckaufbaus und hörte die Stimmen der Gäste.

Irgendwie mußte er sich mit John Sinclair in Verbindung setzen. Das war äußerst schwierig, denn Suko konnte sich in seinem Aufzug unmöglich unter die Gäste mischen, ohne aufzufallen. Der Chinese trug eine lange dunkle Hose, einen schwarzen Pullover und eine Lederjacke von der gleichen Farbe.

Geduckt schlich Suko über das Deck. Es interessierte ihn auch, was sich im Bauch des Schiffes befand, und der Chinese änderte den Plan. Er wollte sich erst unten umsehen, bevor er mit John Sinclair zusammentraf.

Suko erreichte die Rückseite des großen Deckaufbaus. Licht fiel durch die Fenster. Der Chinese preßte sich dicht an die Wand und peilte durch die Scheibe.

Er sah die Gäste, die sich die wertvollen Ausstellungsstücke ansahen oder plaudernd beisammen standen. Im Hintergrund war ein kaltes Büfett aufgebaut worden. Eine schwarzhaarige Chinesin war dabei, es aufzudecken.

Dann wurde Suko gestört.

Sein feines Gehör hatte ein verdächtiges Geräusch vernommen. Es klang wie das Knarren einer Tür.

Der Chinese drehte sich um. Er sah nichts. Der Nebel verschluckte alles.

Und doch glaubte Suko sich nicht getäuscht zu haben.

Er schlich einige Schritte vor - und blieb wie angewurzelt stehen.

Direkt vor sich sah er eine Luke, die in das Innere des Schiffes führte. Es war eine Falltür, und der Deckel war hochgeklappt.

Jemand war also auf das Deck geklettert.

Aber wer?

Suko spürte die Gefahr. Seine Nackenhaare stellten sich quer. Jeden Moment erwartete er einen Angriff.

Der Chinese nahm die Stellung eines Karatekämpfers an. Langsam drehte er seinen Kopf nach links.

Das häßliche Zischen traf ihn trotzdem unvorbereitet. Es kam aus der entgegengesetzten Richtung.

Der Chinese wirbelte herum.

Und stand genau vor dem Spinnenmonster!

***

Wie hatte Madame Wu noch gesagt? Wir haben einen guten Kapitän oder so ähnlich.

Davon jedoch war John Sinclair längst nicht überzeugt. Er wollte sich den Mann erst ansehen.

Die Lage war recht günstig. Madame Wu hatte sich zum kalten Büfett hinbegeben. Wahrscheinlich würde sie mit einigen Worten das große Fressen eröffnen.

Zeit für John, um zu verduften.

»He, wo willst du hin?« fragte Bill Conolly, als er merkte, daß John sich von ihm wegmogelte.

»Auf die Brücke, falls es so etwas überhaupt gibt. Ich will mir mal den Kapitän ansehen.«

Bill schüttelte den Kopf. »Ich glaube, da hast du dich geschnitten.« Im selben Moment wurde der Reporter blaß. »Mensch, John, hier gibt es gar keinen Steuerstand oder eine Brücke. Ich habe wenigstens nichts gesehen…«

Sinclair nickte. »Eben.«

Bill wollte ihn begleiten, doch John wehrte ab. »Bleib du bei Sheila, das andere schaffe ich schon allein.«

Da die Gäste dem kalten Büffet zuströmten, fiel es dem Oberinspektor leicht, unbemerkt den Ausgang zu erreichen.

Er ging durch die Tür und schlüpfte nach draußen.

Überdeutlich drang das Rauschen des Wassers an seine Ohren. Der Bug des Schiffes teilte die Fluten, am Heck arbeitete die schwere Schraube.

Der Geisterjäger blickte sich um. Er ging an dem großen Deckaufbau vorbei, um in die Nähe des Bugs zu gelangen.

Irgendwo mußte es doch einen Steuerstand geben.

John entdeckte ihn auch.

Es war ein kastenförmiger Aufbau, zu dem eine Leiter hochführte. Sie war aus Aluminium, und das Metall glänzte vor Feuchtigkeit.

John war schon fast beruhigt. Bill hatte also doch unrecht gehabt mit seiner Behauptung.

Oder?

Der Geisterjäger stutzte plötzlich. Er sah auf der provisorischen Brücke kein Licht brennen. Welcher Kapitän oder Steuermann fuhr schon im Dunkeln?

Nein, hier stimmte eine ganze Menge nicht.

John Sinclair glitt die Stufen hoch und stieß die Tür mit dem kleinen Glasfenster, die nur angelehnt war, völlig auf.

Dann stand er auf der Brücke, oder das, was sie darstellen sollte.

John sah das hölzerne Steuerrad. Es bewegte sich wie von unsichtbaren Händen geführt.

Der Oberinspektor schloß die Augen und öffnete sie wieder.
Das Bild blieb.
John Sinclair fühlte, wie eine Gänsehaut über seinen Rücken rieselte. Es war schwer zu glauben, was er sah. Aber es stimmte.
Das schwere Hausboot wurde durch magische Kräfte gelenkt…

***

Auch Suko, der bestimmt schon einiges in seinem Leben gesehen und erlebt hatte, war von dem Anblick des Spinnenmonsters geschockt.
Es bot ein grauenhaftes Bild.
Übergroß saß der häßliche Schädel auf dem Hals. Er pendelte hin und her, die Arme an beiden Seiten waren knochige Gebilde, mit Klauen an den Enden, die wie Zangen aussahen. Die Augen in dem häßlichen Schädel schimmerten in allen Farben des Regenbogens, der Mund klappte auf und zu, und das widerliche Zischen fuhr dem Chinesen wie ein Gluthauch entgegen.
Suko war klar, woher dieser Spinnenmann gekommen war. Und zwar aus dem Einstieg, der in den Bauch des Bootes führte. Aber vielleicht war er nicht der einzige, und es gab noch Artgenossen von ihm. Suko mußte mit allem rechnen.
Auch damit, daß der Spinnenmann ihn angriff.
Der Chinese zog eine seiner Beutewaffen. Es war eine Luger. Das Metall schimmerte ölig.
Das Spinnenmonster begann wieder zu zischen, und Suko vermeinte, aus diesem Geräusch Worte heraushören zu können.
»Damit kannst du mich nicht töten«, verstand er. »Die Kraft der großen Spinne ist in mir, und die Königin hält ihre schützende Hand über mich. Also versuch es erst gar nicht.«
Suko war klar, daß dieses Monster keine leeren Versprechen von sich gab. Er erlebte es nicht zum erstenmal, daß dämonische Wesen nicht mit einer einfachen Kugel zu töten waren. Nein, da mußte er sich schon etwas anderes einfallen lassen.
Suko begann realistisch zu kombinieren. Daß dieses Monster ihm an den Kragen wollte, war sonnenklar. Wahrscheinlich hatte es vor, auch ihn zu einem Spinnenmann zu machen. Wenn er jetzt einen Schuß abgab, würde auf dem Boot sicherlich eine Panik ausbrechen. Und die konnte Suko weiß Gott nicht gebrauchen. Wenn es ihm jedoch gelang, das Spinnenmonster zu überlisten, erhielten die Passagiere noch eine Galgenfrist, die man gut nutzen konnte.
Suko steckte die Waffe weg. »Du hast recht«, sagte er, »die brauche ich wirklich nicht.«
Und dann sprang er.
Nichts in seinen Reaktionen hatte diesen Angriff angekündigt. Mit voller Wucht prallte er gegen den Körper des Spinnenmonsters.

Das schreckliche Geschöpf war völlig überrascht. Es flog gemeinsam mit Suko zurück, knallte dicht vor der offenen Luke zu Boden und wollte sich sofort zur Seite rollen.

Suko packte zu.

Seine nervigen Finger schlossen sich um die Kehle des Ungeheuers, während dessen Klauen versuchten, den Kopf des Chinesen zu treffen.

Ein Schlag streifte Suko an der Schläfe. Er spürte, wie ihm die Haut aufgerissen wurde und das warme Blut an seiner Wange hinablief. Wieder schlug das Monster zu. Diesmal konnte Suko seinen Kopf soeben noch zur Seite drehen.

Dann entspann sich ein verbissener, gnadenloser Kampf, der beiden alles abverlangte.

Mensch gegen Monster. Wer blieb Sieger?

Die beiden rollten über das Deck. Mal weg von der offenen Luke, dann wieder näher. Dabei stieß das Spinnenmonster zischelnde Laute aus, und Suko hörte mehr als einmal das Wort »Spinnenkuß.«

Weit hatte der Spinnenmann sein Maul aufgerissen. Suko blickte in einen dunklen Rachen, aus dem ihm heißer Atem entgegenquoll. Dicht vor seinem Gesicht sah er die großen Facettenaugen, die plötzlich dunkelrot aufglühten.

Der hat irgend etwas vor! schoß es Suko durch den Kopf.

Der Chinese sprang auf.

Keine Sekunde zu früh.

Der mörderische Schlag, der seinen Kopf hatte treffen sollen, verfehlte ihn um Haaresbreite.

Suko wirbelte herum.

Er sah sich einem zweiten Spinnenmonster gegenüber.

Jetzt wurde es für ihn kritisch.

Während die Passagiere des Schiffes über das kalte Büffet herfielen und sich die Mägen vollschlugen, kämpfte Suko nur wenige Yards weiter um sein und um ihr Leben.

Die beiden Spinnenmonster - das zweite mußte von Suko unbemerkt aus der Luke geklettert sein - kreisten den Chinesen ein. Sie nahmen ihn regelrecht in die Zange.

Suko spannte seine Muskeln.

Und dann schien er förmlich zu explodieren. Er sprang hoch, und seine Beine schnellten auseinander. Beide Füße trafen die Spinnenmänner mit ungeheurer Wucht und schleuderten sie zurück. Doch die Karatetritte zeigten bei ihnen keine Wirkung. Die Monster erholten sich schnell und griffen sofort wieder an.

Suko entwickelte sich zu einem menschlichen Tornado. Er konnte die Bestien immer wieder abwehren, aber es war nur noch eine Frage der Zeit, wann seine Kräfte nachließen. Dann würden die Spinnenmonster ihn fertigmachen können.

Suko versuchte, die Bestien in die Nähe der Bordwand zu locken, um sie eventuell in die Fluten der Themse werfen zu können.

Einmal gelang es ihm, den rechten Arm einer Bestie zu packen. Wie ein Kreisel drehte sich der Chinese um die eigene Achse, ließ dann urplötzlich los, und von der Fliehkraft getragen, flog der Spinnenmann bis gegen die Bordwand und krachte hart zu Boden.

Suko wollte nachsetzen, doch da griff eine harte Klaue nach seinem Bein.

Der Chinese stürzte und konnte sich nicht richtig abrollen, weil die Klaue festhielt.

Der Spinnenmann drehte an Sukos rechtem Bein. Vor der Bordwand erhob sich bereits der zweite, um seinem Artgenossen zu Hilfe zu eilen.

Suko stöhnte. Er mußte die Drehung mitmachen, wenn er sich nicht seinen Knöchel brechen wollte. Trotz der mißlichen Lage schnellte er noch seinen Oberkörper hoch und versuchte einen Karateschlag anzubringen.

Er verfehlte.

Die Situation war teuflisch für Suko. Wenn er jetzt keine Hilfe erhielt, war es um ihn geschehen.

Und die Hilfe kam.

Vielleicht war es Zufall, vielleicht eine Fügung des Schicksals. Auf jeden Fall stürmte plötzlich ein Mann aus der festlich geschmückten Messe auf das Deck des Bootes.

Der Mann war Bill Conolly.

Bill war unterwegs gewesen, um nach John Sinclair Ausschau zu halten. Er hatte sich Sorgen um den Geisterjäger gemacht. Obwohl die Nebel träge über das Deck wallten und die Sicht sehr erschwerten, sah Bill Conolly die beiden Kämpfenden. Er erkannte sofort, daß Suko hier um sein Leben fightete.

Bill zögerte keine Sekunde. Mit Riesenschritten hetzte der Reporter über das Deck und warf sich auf das zweite Spinnenmonster, das sich von der Bordwand gelöst hatte.

Bill hatte Fahrt drauf: Er hatte gar keine Zeit, sich über den schrecklichen Anblick seines Gegners Gedanken zu machen. Wie eine Ramme prallte er gegen den Spinnenmann, drosch ihn an die Bordwand zurück, und was Suko nicht gelungen war, schaffte Bill Conolly.

Mit einem Hebelgriff schleuderte er den Spinnenmann über die Reling, hinab in die Fluten der Themse.

Wie eine Gliederpuppe klatschte das Wesen auf die Oberfläche und versank innerhalb von Sekunden.

Bill kreiselte herum.

Suko kämpfte noch immer mit dem ersten Spinnenmonster. Der

Chinese hatte es aber geschafft und den Spinnenmann zu Boden geworfen. Doch nachsetzen konnte er nicht mehr.

Urplötzlich nahm die Bestie Reißaus.

In grotesk wirkenden Sprüngen hetzte sie über Deck und verschwand gedankenschnell in der offenen Luke.

Suko wollte hinterher, blieb aber stehen, als er Bills Ruf vernahm.

»Was ist passiert?« keuchte der Reporter und lief auf den Chinesen zu.

Suko erklärte es ihm mit wenigen Worten.

Bill schüttelte den Kopf. »Verdammt«, sagte er heiser, »dann ist es also doch wahr.«

»Ja, dieses Schiff ist eine Falle«, entgegnete Suko.

Bill sah sich um, als erwarte er, daß in dem Nebel noch irgendwelche Monster lauerten. »Wer mögen die beiden gewesen sein?« fragte er leise. »Leute von der Besatzung?«

Suko hob die Schultern.

Beide Männer ahnten nicht, daß sie die Zwillinge vor sich gehabt hatten, von denen allerdings nur Joe Fletcher noch übriggeblieben war. Jim hatte der Reporter in das Wasser geschleudert.

Suko war mittlerweile wieder bei Atem. »Wir müssen im Bauch des Schiffes nachsehen«, sagte er. »Wer weiß, was sich dort unten noch alles befindet.«

»Ohne John?« fragte der Reporter.

Suko deutete über die Schulter. »Ist er in der Messe?«

»Nein. Er wollte mit dem Kapitän reden.«

»Gibt es denn einen?«

Bills Augen wurden groß. »Verdammt, du hast recht, Suko. Aber…« Plötzlich verstummte der Reporter. Sein Blick war auf den Boden gefallen, und dann stieß er Suko mit einer harten Bewegung zur Seite.

»Verflucht, was ist…«

Da sah der Chinese es selbst. Auf dem Deck des Schiffes wimmelte es plötzlich von Spinnen. Zu Hunderten quollen sie aus der offenen Luke und nahmen innerhalb kürzester Zeit von dem Hausboot Besitz.

Überall krabbelte und wimmelte es. Bis zum Heck hatten sich die Spinnen schon verteilt.

Es wurden immer mehr.

Zu dritt übereinander krochen sie aus der Luke, und in dem großen Rechteck tauchte plötzlich der Kopf eines Spinnenmonsters auf.

»Das ist das Ende«, flüsterte Bill Conolly entsetzt…

***

Als John Sinclair das spöttische Lachen in seinem Rücken hörte, wirbelte er herum.

Madame Wu stand vor ihm.

Schön, verführerisch und kalt lächelnd.
Sie war dem Geisterjäger unbemerkt gefolgt, hatte ihn in Sicherheit gewiegt, um so überraschender zuschlagen zu können.
»Haben Sie keinen Hunger, Mr. Sinclair?« fragte sie mit spöttisch klingender Stimme.
Der Oberinspektor ging auf die Bemerkung nicht ein, sondern sagte scharf: »Ich verlange eine Erklärung, Madame Wu. Wie kommt es, daß dieses Schiff von allein fährt?«
Die Chinesin schloß die Tür und lehnte sich dagegen. Kalt musterte sie den Geisterjäger.
»Wer sind Sie?« fragte sie schleppend.
»Das beantwortet nicht meine Frage«, entgegnete John.
Madame Wu lachte. »Nun schminken Sie sich mal Ihre Arroganz ab, Mr. Sinclair. Ich bestimme, was hier geschieht. Sie sind nur Gast auf diesem Schiff. Und dazu noch ein ungeladener. Also, was haben Sie hier zu suchen, und wer sind Sie wirklich?«
John lächelte. »Meinen Namen kennen Sie doch.«
»Aber nicht Ihren Beruf.«
»Ich bin Beamter.«
»Polizist?«
John beschloß, das Versteckspiel aufzugeben. »Ja, ich bin Polizist und habe mir das Ziel gesetzt, Ihnen das Handwerk zu legen.«
Madame Wu begann zu lachen. »Überheblich sind Sie gar nicht, wie? Was sind Sie doch dumm, Sinclair! Glauben Sie vielleicht, ich lasse mir von Ihnen meine Pläne durcheinanderbringen? Nein, Sinclair, das ist nicht drin. Es tut mir leid für Sie. Als Mann finde ich Sie interessant, aber da Sie schon einmal hier sind, werde ich auch Sie zu meinem Diener machen.«
»Dazu gehören zwei.«
»Ich weiß. Aber Sie werden mitspielen. Sie haben gar keine andere Möglichkeit. Alle, die hier sind, werden zu meinen Dienern. Sie haben noch eine winzige Galgenfrist. Sie sollen sich erst die Bäuche vollschlagen, bevor es soweit ist. Aber um auf Ihre erste Frage zurückzukommen, dieses Schiff braucht nicht gelenkt zu werden. Haben Sie schon mal etwas von Schwarzer Magie gehört?«
»Das kann man wohl sagen.«
»Fachmann, um so besser. Dann wird es Ihnen sicherlich nicht schwerfallen zu glauben, daß dieses Schiff in der Hand der Dämonen ist. Ich habe meinen Plan lange vorbereitet. Ich selbst bin kein Wesen von dieser Welt. Ich gehöre in eine Dämonenfamilie, die schon seit Hunderttausenden von Jahren existiert. Wir haben unsere Heimat dort, was ihr Menschen China nennt. Dort lebte unsere Familie im Zeichen der Spinne. Es gab Menschen, die uns verehrten und Opfer brachten, und in den alten Legenden und Sagen des chinesischen

Volkes taucht immer wieder die Spinne auf. Die Spinne aus Jade. Grün, schön und kalt. Das letzte jedoch nur äußerlich. In Wirklichkeit lebt diese Spinne, sie ist nur damals durch einen unglückseligen Fluch zu dem geworden, was sie heute ist. Weil sich jemand gegen die eigene Familie gestellt hat, wurde er in diese Spinne verbannt und mußte die Jahrtausende ins Land gehen lassen, ohne sich aus seinem Gefängnis befreien zu können. Die Strafen der Dämonen sind hart, doch schließlich erbarmte sich einer aus der Familie und unterbreitete der Person einen Vorschlag, wie sie sich rehabilitieren konnte.«

»Wenn ich mal eine Zwischenfrage stellen darf«, sagte John. »Die Spinne und die Person, die bestraft worden war, sind Sie selbst.«

»Stimmt.« Madame Wu lächelte. »Ich bin identisch mit der Spinne aus Jade. Aber lassen Sie mich weiter berichten. Ich konnte also den Fluch von mir nehmen, mußte nur eine Leistung bringen, die mich würdig machte, der Familie erneut als vollwertiges Mitglied anzugehören. Ich suchte mir irgendeine Stadt aus. Zufällig war es London. Es hätte genausogut Paris oder New York sein können. Nun ja, ich werde unserer Familie beweisen, daß ich nichts verlernt habe. In wenigen Stunden werden die Gäste auf diesem Hausboot mit Spinnenköpfen herumlaufen. Sie stecken in einer Falle und wissen es nicht. Wissen Sie, wieviel tausend Spinnen sich im Bauch dieses Bootes befinden? Können Sie es erraten, Sinclair? Kaum, denn ich selbst kann sie nicht einmal zählen. Die Invasion der Spinnen hat begonnen, Sinclair, und nichts - aber auch gar nichts kann sie noch stoppen. Denn ich, ich bin ihre Königin!«

Madame Wu brach plötzlich in schallendes Gelächter aus. Sie streckte die Arme vor und spreizte die Finger.

Spinnweben wuchsen plötzlich aus den Nägeln.

John sprang zurück, bis er die Wand im Rücken spürte. »Sie sind verrückt!« rief er.

Mit einer routinierten Bewegung zog er seine Pistole.

Madame Wu lachte. »Sie nützt Ihnen nichts«, sagte sie und kicherte schrill. »Ich bin die Königin. Merken Sie sich das. Und auch Sie werden mir gehorchen.«

Während sie die Worte sprach, begann sich ihr Gesicht zu verändern. Die Haut wurde plötzlich grau und brüchig, aber nur auf der linken Hälfte des Gesichts.

Fassungslos und voller Abscheu sah der Oberinspektor der unheimlichen Verwandlung zu. Wenn er bis jetzt an Madame Wus Worten gezweifelt hatte, so erhielt er nun den Beweis.

Sie war wirklich die Königin der Spinnen.

Ihr linkes Auge veränderte sich, wurde größer und nahm plötzlich die Form eines Spinnenauges an. Die linke Mundhälfte verschwand, machte einem Maul Platz, und ein Teil der Nase war gar nicht mehr

vorhanden. Die Hälfte der Haare fielen aus. Der Schädel wuchs an dieser Stelle kegelförmig an, und auch der linke Arm veränderte sich zu einem knorrigen Gebilde, an dessen Ende eine Klaue wuchs.

»Nun, Mr. Sinclair?« fragte die Spinnen-Königin. »Was glauben Sie, wer hier recht behalten wird?«

John gab keine Antwort. Er suchte fieberhaft nach einem Ausweg. Die Gedanken hinter seiner Stirn schlugen Purzelbäume, doch der Geisterjäger gelangte zu keinem Ergebnis.

»Grämen Sie sich nicht, Mr. Sinclair«, sagte die Spinnen-Königin. »Sie schaffen es nicht. Es gibt keinen Ausweg mehr. Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wollen Sie nicht der erste sein, der von mir den Spinnenkuß empfängt?«

***

»Und nun?« fragte Bill Conolly. Sein Gesicht war schweißbedeckt. Er atmete schwer und ließ die Spinnen nicht aus den Augen.

Noch immer krochen sie aus der Luke. Und auch der Mann mit dem Spinnenkopf hatte sich nicht zurückgezogen. Über seinem häßlichen Schädel krochen die Spinnen und liefen dann flink auf den Planken des Decks weiter.

Es würde nicht mehr lange dauern, dann hatten die Tiere das gesamte Boot besetzt.

»Wir müssen weg hier«, sagte Suko. Er zog seine Mundwinkel nach unten und zertrat eine der Spinnen. Es gab ein knackendes Geräusch.

Bill Conolly tat es ihm nach. Eine kleine Spinnenarmee hatte den Kurs auf die beiden Männer eingeschlagen.

»Aber wohin sollen wir verschwinden?« keuchte der Reporter.

»In die Messe.«

»Und die Spinnen?«

»Verdammt, dort sind wir vielleicht vor ihnen in Sicherheit. Mann, Bill, überleg doch mal. Wir müssen die anderen warnen. In ein paar Minuten wird es zu spät sein. Komm schon.«

Der Chinese zog Conolly am Ärmel seines Jacketts.

Bill stieß als erster die Tür auf. Eine Wolke von Zigarettenrauch und eine summende Geräuschkulisse drangen ihnen entgegen. »Die Schwingtür bietet doch gegen die Spinnen keinen Schutz«, sagte Bill Conolly verzweifelt.

Die Mehrzahl der Gäste hielt sich am kalten Büffet auf. Manche aßen, als wären sie seit Tagen nicht mehr satt geworden. Gelächter klang zu den beiden Männern herüber. Die ersten Witze wurden bereits gerissen.

Ein Mann trat auf sie zu. Er hielt ein gefülltes Sektglas in der Hand. »Sie kommen zu spät, Gentlemen. Das meiste ist schon weg. Aber so war es…« Der Blick des Mannes fiel auf Suko. »He«, rief der Knabe,

»was hat der Kerl denn hier verloren? Habt ihr den aus dem Wasser gefischt?«
Suko schob den Knaben kurzerhand zur Seite, der jedoch weiter hinter ihm herschimpfte.
Bill hatte inzwischen Sheila, seine Frau, entdeckt. Sie hielt einen Teller in der Hand und aß ein wenig Krabbensalat. Auch Sheila hatte Bill gesehen.
Mit einer Hand winkte sie ihm zu.
Der Reporter drängte sich mit Suko im Schlepptau durch die Gäste.
Sheila sah an Bills Gesicht, daß etwas nicht stimmte. »Was war los?« fragte sie.
»Die Hölle«, erwiderte Bill. Er zog Sheila ein Stück zur Seite, so daß die anderen nicht hören konnten, was er erzählte.
»Auf dem Deck wimmelt es von Spinnen. Und auch die Monster sind real. Suko und ich haben mit zwei von ihnen gekämpft. Eins habe ich über die Bordwand werfen können.«
Sheila Conolly wurde bleich wie ein Totenhemd. Bill nahm ihr den Teller aus der Hand und stellte ihn auf einem Tischchen ab.
Die blondhaarige hübsche Frau des Reporters mußte zweimal schlucken, ehe sie sprechen konnte.
»Du - du machst doch keine Scherze, Bill?«
»Nein.« Bill lachte bitter. »Dafür ist die Lage viel zu ernst.«
»Und was tun wir jetzt?«
»Ich weiß es auch nicht. Wenn nur John Sinclair hier wäre. Aber du hast ihn auch nicht gesehen - oder?«
»Nein.«
Suko hatte sich inzwischen zu den beiden gesellt. Seine Augen blickten sehr ernst, als er sagte: »Wir müssen die Anwesenden hier warnen«, sagte er. »Am besten ist, wenn du das übernimmst. Sieh vor allen Dingen zu, daß keine Panik aufkommt.«
»Und du?« fragte der Reporter.
»Ich suche John. Sein langes Fernbleiben macht mir Sorgen.«
Bill atmete tief ein. »Okay, versuchen wir es.« Er fühlte die Hand seiner Frau auf seinem Arm.
»Ich vertraue dir, Bill«, flüsterte Sheila.
»Danke.«
Der Reporter drängte sich wieder nach vorn, bis er in Nähe der Tür stand, durch die Suko vor wenigen Sekunden hinausgeschlüpft war.
Bill holte zweimal tief Luft, ehe er rief: »Ladies and Gentlemen, darf ich einen Augenblick um Gehör bitten?«
Niemand achtete auf ihn.
Bill rief lauter.
Schließlich wurden die ersten Passagiere aufmerksam. Fragende Gesichter wandten sich dem Reporter zu. Über manche Pupille hatte

sich schon ein verdächtiger Alkoholschleier gelegt.
»Noch 'ne Rede!« schrie jemand und lachte.
»Bitte, seien Sie doch mal ruhig!«
Nun, die Ruhe trat ein.
»Ladies and Gentlemen«, begann Bill Conolly wieder. »Ich weiß, Sie haben sich auf diese etwas ungewöhnliche Einladung sehr gefreut, aber inzwischen sind Umstände eingetreten, die von uns ein äußerstes Maß an Disziplin und Selbstbeherrschung verlangen.«
»Kommen Sie endlich zur Sache«, rief ein Mann. Es war der, der Suko angerempelt hatte.
Bill Conolly blickte den Mann kalt an.
»Augenblick, Sir. Sie werden noch früh genug erfahren, was los ist. Vor allen Dingen die Damen bitte ich jetzt, ihre Nerven zu bewahren.«
Es war still geworden in der Ausstellungsmesse. Die meisten spürten doch, wie ernst es dem Redner war.
Bill sprach weiter. »Sie alle wissen aus den Zeitungen, daß am vergangenen Abend ein Spinnenmonster aufgetaucht ist. Und das mitten in London. Dieses Spinnenmonster ist keine Erfindung der Reporter, sondern es existiert tatsächlich. Es ist real und befindet sich hier auf diesem Schiff.«
Schweigen.
Bill holte tief Luft. Die Blicke der Anwesenden klebten an seinen Lippen. »Weiter haben wir es nicht nur mit dem Spinnenmonster zu tun, sondern mit Tausenden von Spinnen, die sich im Bauch dieses Schiffes befinden und bereits auf dem Weg zum Deck sind.«
»Spinnen!« schrie plötzlich eine Frau und schlug ihre Hände vor das Gesicht. Die rotlackierten Fingernägel wirkten auf ihrer weißen Haut wie Blutstropfen.
Dann begann die Frau zu kreischen. Und das war der Beginn einer allgemeinen Hysterie.
Die Menschen schrien und riefen durcheinander. Ein paar Männer rannten auf Bill Conolly zu, sie wollten raus, doch der Reporter breitete beide Arme aus.
»Bleiben Sie doch zurück!« schrie er. »Sie laufen in den Tod. Sie…«
Die Männer wollten nicht hören.
Bill mußte zu härteren Maßnahmen greifen. Seine Fäuste wirbelten wie die Trommelstöcke eines Drummers. Vier Männer konnte der Reporter zu Boden schlagen. Für einen Moment sah er Sheilas Gesicht in der Menge auftauchen, dann schoß riesengroß eine Faust auf ihn zu und krachte gegen seinen Oberkiefer.
Bill wurde der Kopf in den Nacken gerissen. Explosionsartig breitete sich der Schmerz in seinem Schädel aus. Nur mit Mühe konnte Bill sich noch auf den Beinen halten.
Der Kerl, der ihm diesen Schlag versetzt hatte, stürmte an Bill vorbei.

Es war ein bulliger Typ, das weiße Dinnerjackett platzte fast aus den Nähten. Der feiste Stiernacken wölbte sich über den Kragen des Hemdes.

Der Mann stürmte nach draußen. Die Schwingtür pendelte hin und her. Bill konnte sich wieder einigermaßen fangen. Die anderen Gäste hatten es nicht gewagt, dem Beispiel des Schlägers zu folgen. Sie gehörten alle zu der Kategorie von Spezies, die das Wort Gewalt höchstens aus der Zeitung kannten. Sie selbst hatten nie an einer Schlägerei teilgenommen. Außerdem war ihnen noch in frischer Erinnerung, wie Bill mit den vier Männern umgesprungen war.

Die Ausstellungsmesse glich einem Trümmerhaufen. Tische und Konsolen waren umgestürzt. Von vielen wertvollen Kunstgegenständen waren nur noch Scherben übriggeblieben. Plötzlich stand Sheila neben ihrem Mann.

Ihr Haar war zerzaust. Das Kleid wies Soßenflecken auf. »Alles in Ordnung?« fragte sie mit bebender Stimme.

Bill wischte sich mit dem Taschentuch über das Gesicht. »Es geht«, erwiderte er rauh.

Noch immer hatte sich der Tumult nicht gelegt. Zahlreiche Menschen waren an die Fenster gestürzt, wollten sehen, ob der Mann mit seinen Worten recht hatte.

Sie konnten nicht viel erkennen. Die über das Deck wabernden Nebelschwaden nahmen ihnen die Sicht.

Eine schwarzhaarige Frau krallte ihre Hände in Bills Unterarm. Auf ihrem geschminkten Gesicht stand die nackte Angst zu lesen. »Was tun wir denn jetzt, Mister?« schrie sie. »So sagen Sie doch, so…«

Sheila zog die Frau von Bill weg. Sie wehrte sich und Sheila mußte ihr zweimal ins Gesicht schlagen, um die Hysterie zu stoppen.

Bill Conolly war klar, daß er erst einmal die Ruhe wiederherstellen mußte.

Er hob beide Arme weit über den Kopf. »Ruhe!« brüllte er gegen den Stimmenlärm an. »Verdammt noch mal, seien Sie doch ruhig! So können wir nie etwas…«

Bill mußte seine Rede unterbrechen, denn hinter ihm wurde die Schwingtür aufgestoßen, und der Mann, der ihn vorhin niedergeschlagen hatte, taumelte in die Messe.

Der Reporter drehte sich um - und hatte das Gefühl, sein Herzschlag würde aussetzen.

Der Ankömmling bot einen schrecklichen Anblick.

Unzählige Spinnen hatten sich auf seinem Körper festgesetzt und bedeckten ihn wie eine zweite Haut. Nicht einmal mehr die Finger waren zu sehen. Daß der Mann noch laufen konnte, grenzte an ein Wunder.

Er machte noch zwei Schritte.

Bill hörte ein dumpfes Stöhnen, und dann brach der Mann dicht vor seinen Füßen zusammen…

***

»Was bedeutet der Spinnenkuß?« fragte John Sinclair hastig.

Der Oberinspektor mußte sich zwingen, in das schrecklich entstellte Gesicht zu sehen. Und er mußte vor allen Dingen Zeit gewinnen.

Die Spinnweben, die aus ihren Händen wuchsen, waren noch stärker geworden. Sie erinnerten John Sinclair an dicke Seidenschlingen. Schlingen, die ihn erdrosseln konnten. Und er hatte keine Waffe bei sich, mit der er sich die Frau hätte vom Hals halten können.

Der geteilte Mund öffnete sich. Auf der rechten Seite sah John perlweiße Zähne blitzen. Die andere Hälfte ging über in einen finsteren Rachen, aus dem fauliger Atem drang.

»Den Kuß!« flüsterte die Frau. »Ich werde dir den Kuß geben.« Die Hände grollten nach John greifen. Oder vielmehr die rechte Hand und die Klaue, John sah das Gespinst der Fäden dicht vor seinem Gesicht, er meinte bereits, sie würden seine Haut berühren, und zuckte unwillkürlich zurück.

Doch hinter ihm befand sich bereits die Wand, und er konnte nur noch den Kopf in den Nacken nehmen.

»Jetzt!« flüsterte die Spinnen-Königin.

Sie öffnete die Lippen noch weiter, wollte John Sinclair den Spinnenkuß geben…

Da schnellte sich John Sinclair ab. Beide Fäuste rammte er vor, traf den Leib des Ungeheuers und schleuderte es zurück. Die Spinnen-Königin prallte gegen die Wand. Die rechte Hälfte ihres Gesichts verzerrte sich zu einer grausamen Fratze. Sie stieß zischelnde Laute aus, und noch ehe John reagierte und sie richtig packen konnte, begann ihre weitere Verwandlung.

Innerhalb von Sekunden schrumpfte sie zusammen. Der Körper wurde klein, und dabei begann er grün zu leuchten. Das Gesicht verschwand, aus den Armen und Beinen wurden Fühler, andere Gliedmaßen wuchsen darüber nach.

Spinnenbeine!

Plötzlich war Madame Wu nur noch faustgroß - und sie hatte die Gestalt einer Spinne angenommen!

Riesig mußte ihr John Sinclair vorkommen, als er auf die Spinne niederblickte.

Es war ein phantastisches und gleichzeitig grauenhaftes Bild, das sich seinen Augen bot.

Acht Beine hatte die handtellergroße Spinne. Der Körper war rund wie die obere Hälfte einer Kokosnuß. Feine Härchen zitterten im Luftzug.

Aber das war es nicht, was den Geisterjäger so schockierte.
Es war der Kopf.
Die Spinne hatte den verkleinerten Kopf von Madame Wu!
Diesmal war die Mutation umgekehrt verlaufen. Nicht ein Mensch mit dem Spinnenkopf, sondern eine Spinne mit Menschenkopf!
John mußte sich zwingen, ruhig zu bleiben, sah aber gleichzeitig eine Chance, den Kampf für sich entscheiden zu können.
Er brauchte die Spinne jetzt nur noch zu zertreten.
John Sinclair hob seinen rechten Fuß. Die Sohle schwebte eine Handbreit über dem Körper der Spinne.
Plötzlich hörte John das leise Lachen der Frau. Nur schwach erreichte es seine Ohren, und gleichzeitig spürte er den scharfen stechenden Schmerz, der durch sein rechtes Bein fuhr.
Die Spinne hatte einen magischen Schutzschild um sich herum aufgebaut.
John mußte in der verkrampften Haltung stehenbleiben. Die Spinne nahm die Gelegenheit wahr und kroch davon.
Automatisch schwang die Tür zur Seite, und Madame Wu huschte auf ihren acht Beinen hinaus.
Die magische Sperre brach. John konnte sich wieder bewegen.
Zwei Schritte brachten ihn bis an die Tür. Er riß sie auf und wollte auf Deck stürmen.
Wie angewurzelt blieb er stehen.
Mit grenzenlosem Entsetzen sah er die unzähligen Spinnen, die das Deck des Hausboots bevölkerten. Er sah die grünleuchtende Spinnen-Königin über die Leiber ihrer Artgenossen hinweglaufen, und er wünschte sich in diesen Augenblicken, nicht geboren zu sein.
Johns Chance war gleich Null.
Das Spinnenheer hatte ihn eingekreist!

***

Das Patrouillenboot der River Police kämpfte sich durch den dicken Nebel.
Die Besatzung bestand aus vier Beamten. Die Führung hatte Chief-Sergeant Crawford, ein ausgeglichener Mann in mittleren Jahren. Das Boot war für ihn zu einer zweiten Heimat geworden, und er kannte die Fahrtroute - die Themse im Großlondoner Raum - wie seine Westentasche. Auch die drei anderen Besatzungsmitglieder waren altgediente Polizisten. Zusammen bildeten sie eine verschworene Gemeinschaft, bei der sich jeder auf jeden verlassen konnte.
Das Patrouillenboot war vorzüglich ausgerüstet. Zwei 240-PS-Volvo-Motoren sorgten für die nötige Leistung. Radar und Funk gehörten ebenso zur Ausrüstung wie ein gut sortiertes Waffenarsenal. Dort lagerten Maschinenpistolen, Schnellfeuergewehre, Revolver und

Gewehre, die Leuchtkugeln und Brandsätze verschossen.

»Verdammt, der Nebel wird noch dichter«, schimpfte Chief-Sergeant Crawford. Er stand neben der Radarkonsole und sah auf den grünlich leuchtenden Schirm, über dessen Fläche eine schmale Lichtlanze ihre Kreise zog.

Sein Kollege, der ebenfalls den Schirm im Auge behielt, hieß Miller. »Zum Glück haben wir wenig Verkehr«, meinte er. »Und morgen früh wird sich die Suppe schon auflösen. Wir kennen das Spielchen ja schließlich.«

»Hoffentlich!« brummte Crawford.

Er befand sich auf der Brücke des Bootes, das im Augenblick nur halbe Fahrt machte. Vor den breiten, ausladenden Scheiben bewegten sich monoton die Wischer und schafften die sich absetzende Feuchtigkeit vom Glas.

Auf der Brücke brannte nur die Notbeleuchtung. Die Gesichter der beiden Männer wurden von einem grünlichen Schein gestreift.

Das Steuer wurde von Thompson gehalten, einem Mann mit riesigem Schnauzbart. Obwohl es gegen die Dienstvorschrift war, schmauchte er seine Pfeife. Aber Crawford war da nicht so genau. Vor allen Dingen bei Nacht nicht.

Steve Felder, der vierte im Bunde, hockte in seiner kleinen Funkkabine, einen schaumgummigepolsterten Kopfhörer über dem Haar. Er hatte die Tür seiner Kabine offengelassen und konnte hin und wieder einen Blick zu Thompson werfen.

In dieser Nacht herrschte kaum Funkverkehr. Die letzten Schlepper waren vor wenigen Minuten an ihre Ankerplätze gefahren, und den vier Männern auf dem Patrouillenboot stand eine ruhige Nacht bevor. Das dachten sie jedenfalls…

Chief-Sergeant Crawford setzte seine Mütze auf und warf sich den Mantel über die Schultern. »Ich geh' mal nach draußen«, sagte er und legte das Fernglas aus der Hand, das er bis jetzt festgehalten hatte.

»Aye, aye, Sir«, sagte Miller.

Crawford drückte die Tür hinter sich ins Schloß und ging die vor Feuchtigkeit glänzenden Stufen hinunter, bis er auf Deck stand. Er sah die hohe Antenne auf der Brücke, die sich im leichten Wind hin und her bewegte.

Die Schraube am Heck peitschte das Wasser. Wellen wurden vom spitzen Bug des Bootes zerteilt und hinterließen gischtende Schaumkronen auf der Wasseroberfläche.

Crawford überprüfte die Tür zur Munitionskammer. Sie bestand aus Eisen und war verschlossen. Nur der Chief-Sergeant besaß den Schlüssel. Er hatte die Pflicht, in der Nacht zweimal nachzuprüfen, ob die Tür auch richtig gesichert war.

Der Chief-Sergeant war beruhigt.

Er schlenderte zum Heck des Bootes.

Schaumig weiß quirlte das Wasser unter den Umdrehungen der Schiffsschraube. Crawford spuckte in die Fluten. Er dachte an seine Tochter, die in zwei Wochen heiraten wollte. Achtzehn Jahre was das Mädchen. Eigentlich noch viel zu jung. Und der Kerl, den sie sich ausgesucht hatte, war arbeitslos. Soziologiestudent, der die Zeichen der Zeit nicht rechtzeitig erkannt hatte. Zum Glück verdiente Crawfords Tochter als Telefonistin ein paar Pfund im Monat dazu.

Crawford stützte die Hände auf die grün gestrichene Reling. Er sah auf das Wasser, über dem sich die Nebelschwaden, wie von einem Quirl bewegt, drehten und tanzten.

Typisches Londoner Nebelwetter.

Crawford schaltete den großen Scheinwerfer ein, der am Heck des Bootes stand. Der scharfe Strahl des Halogenscheinwerfers schnitt durch die Dunkelheit, wurde aber nach wenigen Yards schon von der Nebelsuppe absorbiert.

Crawford drehte den Scheinwerfer und ließ die Lichtlanze über die Wasseroberfläche wandern. Die Wellenkämme blitzten auf. Sie erinnerten den Chief-Sergeant an mit Puderzucker überzogene Berge, die zu einer Spielzeugeisenbahn gehören.

Er drehte den Strahl weiter.

Plötzlich stutzte er.

Auf der Wasseroberfläche hatte sich etwas bewegt.

Ein Mensch?

Crawford sah genauer hin und erkannte einen Körper, der von den Wellen hin und her geworfen wurde.

Crawford handelte innerhalb von Sekunden. Er wußte, was in solchen Situationen zu tun war. Schon zigmal hatte er es durchgeführt.

Er schnappte sich blitzschnell eine lange Stange, an deren oberem Ende ein Metallhaken befestigt war. Gleichzeitig stieß der Chief-Sergeant auf seiner Trillerpfeife einen langgezogenen schrillen Pfiff aus. Das Signal für den Steuermann, die Maschinen zu stoppen.

Thompson reagierte sofort.

Oben auf der Funkbrücke riß er den Hebel herum.

MASCHINEN STOPP!

Das Boot begann zu rucken, fuhr noch ein Stück weiter und kam dann zur Ruhe.

Miller verließ die Brücke mit langen Sprüngen.

»Was ist los, Sarge?« schrie er.

»Mann über Bord!«

»Verdammt!« Miller fluchte.

Thompson, der Steuermann, hatte automatisch richtig reagiert. Während die Maschinen stoppten, hatte er das Boot gegengesteuert, so

daß es nach Steuerbord ausgeschwungen war und langsam in einen Kreis trieb. Der Körper wurde, von der Strömung begünstigt, auf das Boot zugetrieben.

Miller half seinem Vorgesetzten beim Einholen.

Sie hatten den Haken gut verankern können. Er saß in der Kleidung fest.

»Der ist hinüber«, meinte Miller.

»Wahrscheinlich.«

Nur der Rücken des Körpers war zu sehen. Die beiden Männer erkannten, daß der vermeintlich Ertrunkene dunkle Kleidung trug.

»So und jetzt gemeinsam!« sagte Crawford. »Hol - über!«

Die beiden Männer zogen kräftig.

Der Körper wurde gegen die Bordwand gedrückt. Während der Chief-Sergeant die Enterstange hielt, bückte Miller sich, beugte sich dabei über die Reling, packte den Körper und half Crawford, ihn an Bord zu hieven.

Es war ein schönes Stück Arbeit. Die beiden Männer waren noch durch das Licht geblendet, konnten sich daher den Toten nicht richtig ansehen. Erst als er auf Deck lag, erkannten die Beamten der Flußpolizei, wen sie da aus dem Wasser gefischt hatten.

Der Schock traf sie wie ein elektrischer Stromstoß!

»Ein Monster«, ächzte Miller.

Er und Crawford sahen den häßlichen Spinnenkopf, die beiden knorrigen Arme und sahen auch, wie sich die großen Facettenaugen bewegten.

»Mein Gott«, stöhnte Chief-Sergeant Crawford.

Er griff sich mit einer unbewußten Gebärde an seinen Hals, und sein Gesicht weitete sich vor Entsetzen, als er sah, daß sich der Spinnenmann bewegte.

Er kroch auf die beiden Polizisten zu.

Ein Arm schnappte nach Miller.

Crawford riß den Mann zur Seite. »Paß auf, Miller!« schrie er. Dann fingerte er in fieberhafter Hast den Schlüssel aus seiner Tasche. Seine Hände zitterten, als er den Schlüssel ins Schloß der Tür zur Waffenkammer steckte.

Hinter sich hörte er Miller keuchen und dann in aller Hast die Treppe zur Brücke hinaufrennen. Was er dort oben rief, konnte Crawford nicht verstehen.

Der Chief-Sergeant packte die erstbeste Waffe, die ihm in die Finger geriet.

Es war eine Pistole. Sie hatte einen klobigen Lauf und war mit Brandsätzen geladen.

Mit der Waffe in der Hand wirbelte Chief-Sergeant Crawford herum.

Das Monster hatte sich aufgerichtet. Die Augen in dem häßlichen

Spinnenkopf glühten ihn an.

Da feuerte Crawford.

Es gab ein pfeifendes Geräusch, als das Geschoß den klobigen Lauf verließ und das Spinnenmonster in der Körpermitte traf. Wie eine Rakete bohrte es sich durch die Kleidung, und innerhalb des nächsten Atemzuges entzündete sich der Brandsatz.

Im Nu stand das Monster in Flammen. Funken stoben auf. Es knatterte und prasselte.

Chief-Sergeant Crawford stand wie gebannt auf dem Fleck, die Waffe nach wie vor schußbereit in der Hand. Miller hielt sich in der offenen Tür an der Brücke auf. Er hatte die Hände verkrampft und beobachtete das gräßliche Geschöpf.

Das Spinnenmonster torkelte zurück. Wild schlug es mit den knöchernen Armen um sich und versuchte vergeblich, das Feuer zu löschen, das sich immer weiter fraß.

Dann stieß der Spinnenmann gegen die Reling, bekam das Übergewicht und fiel in die Fluten.

Es war schon vernichtet, als das Wasser über ihm zusammenschlug.

Crawford drehte sich langsam um. Er starrte Miller, seinen Kollegen an. Dann ging er mit staksigen Schritten auf die Treppe zu. Zwei Stufen vor Miller blieb er stehen.

»War es ein Traum?« flüsterte der Chief-Sergeant.

»Nein«, krächzte Miller. Er gab den Weg frei.

Mit blassen Gesichtern sahen ihm die anderen Kollegen entgegen. Crawford ließ sich auf einen Drehstuhl fallen. »Ein Monster in der Themse«, flüsterte er. »Es war das Spinnenmonster, von dem die Zeitungen am Montag geschrieben haben. Unfaßbar.«

Felder hatte seine Kabine verlassen. »Wir sollten Verstärkung holen«, sagte er. »Vielleicht sind noch mehr von diesen Untieren da.«

»Das glaubt uns kein Mensch«, flüsterte Crawford.

Thompson drückte den Hebel wieder hoch. Langsam nahm das Boot Fahrt auf. »Es hat wohl keinen Zweck, daß wir eine Suchaktion starten. In dieser Suppe sieht sowieso niemand etwas.«

»Ja, das stimmt auch«, meinte Crawford. »Aber wie ist so was möglich? Ich kann das nicht begreifen. Ich…«

Miller, der sich wieder dem Radarschirm zugewandt hatte, rief plötzlich.

»Da ist was!«

»Wo?«

»Auf dem Schirm. Muß ein großer Kahn sein. Etwa eine halbe Meile voraus. Hält genau auf uns zu!«

Crawford sprang auf. »Jetzt um diese Zeit?«

Miller hob nur die Schultern.

Hastig beugte sich Crawford über die Konsole.

Miller hatte recht gehabt. Jetzt sah auch er den Punkt, der sich mit ständiger Gleichmäßigkeit auf das Patrouillenboot zubewegte.

»Mensch, sind die denn wahnsinnig, bei diesem Wetter zu fahren!« schrie der Chief-Sergeant. »Thompson?«

»Sir?«

»Zwei Strich backbord.«

»Aye, aye, Sir.«

»Habe keine Lust, von dem Pott gerammt zu werden«, rief Crawford. Er starrte durch die große Scheibe. »Es wird bald aus der Brühe auftauchen«, murmelte er mehr zu sich selbst.

Und dann sahen sie den gewaltigen Schatten. Riesengroß, kam er ihnen vor.

Wie eine Hauswand wuchs er aus den Nebelwolken.

»Das ist er!« rief Miller. »Verdammt, der hat ja kaum Positionsleuchten. Wir müssen ihn stoppen!«

Das Signalhorn des Polizeibootes röhrte auf.

Crawford verließ die Brücke. Er hatte sich ein Megaphon unter den Arm geklemmt.

Immer näher schob sich das Schiff. Der Chief-Sergeant konnte schemenhaft die Deckaufbauten erkennen.

»Stoppen Sie!« brüllte er in das Megaphon. »Alle Maschinen stopp! Sofort!«

Keine Reaktion!

Wieder brüllte Crawford seinen Befehl. Der Scheinwerfer des Polizeibootes knallte seinen Lichtkegel gegen die Bordwand des Hausbootes. Und dann sah Crawford den Mann. Er balancierte wie ein Tänzer auf der Reling, hatte seine Hände gegen den Mund gelegt und brüllte: »Feuer! Wir brauchen Brandpistolen!«

Crawford reagierte wie ein gut geölter Automat. Die Erinnerung an den Tod des Spinnenmonsters steckte noch zu tief in ihm und ließ ihn genau das Richtige tun.

Er riß die Tür zum Waffenarsenal auf und schnappte sich die mit Brandsätzen geladenen Pistolen.

Miller, der zweite Mann auf dem Boot, hatte ebenfalls phantastisch reagiert. Er hatte genau wie Crawford die Brücke verlassen und schleuderte lange Taue mit Enterhaken über die Reling des anderen Schiffes. Die Haken liefen nach drei Seiten auseinander und vorn spitz zu. Sie klemmten sich an den Querstreben der Reling fest.

Jetzt hing das Patrouillenboot im Schlepp des Hausbootes.

Der Höhenunterschied von Bordwand zu Bordwand betrug etwa zwei Yards. Für einen sportlichen Mann eine Kleinigkeit, sie zu überspringen.

Das wußte auch Suko. Denn er war es, der auf der Reling balancierte. Er hatte vor den Spinnen flüchten müssen und hatte John Sinclair

nicht mehr zu Hilfe eilen können.
Aber die Spinnen gaben nicht auf.
Sie wollten Suko und krochen an der Reling hoch.
Da sprang der Chinese.
Dicht neben Chief-Sergeant Crawford landete der schwere Körper auf dem Deck des Polizeibootes.
Der - Chief-Sergeant wirbelte überrascht herum.
»Haben Sie Brandpistolen?« fragte Suko.
»Ja, aber warum…«
»Das erkläre ich Ihnen später, Mann.«
»Hängt das mit den Spinnen zusammen?«
»Ja.« Suko hob überrascht die Augenbrauen. »Sie wissen…«
»Auch später. Hier sind die Waffen.«
Suko steckte sich zwei Pistolen in den Hosengürtel. Eine dritte nahm Chief-Sergeant Crawford.
Miller hatte inzwischen immer mehr Enterseile gegen die Reling des Hausbootes geworfen, während der Funker in seiner Kabine mit hastigen Worten um Verstärkung bat.
»Okay«, sagte Suko, »das muß reichen! Hoffen wir, daß wir der Spinnenplage Herr werden.«
Der Chinese wollte sich an einem der Seile hochangeln. Da hielt ihn Crawford fest. »Ich gehe mit«, sagte der Beamte.
»Nein, das ist zu…«
»Hier bestimme ich.«
»Dann los.«
Suko hatte schon seine rechte Faust um das Tau gekrallt, als er die entsetzten Schreie hörte.
»Das war in der Messe«, sagte Suko. Und dann mit wesentlich leiserer Stimme. »Hoffentlich kommen wir nicht zu spät…«

***

Auch John Sinclair hatte die Schreie vernommen. Er stand auf dem Dach des Steuerhauses und fühlte sich wie auf einer einsamen Insel.
Selten war der Geisterjäger so hilflos gewesen.
Unter ihm bewegte sich das Meer von Spinnen. In der Messe mußte sich Ungeheures abspielen, wahrscheinlich hatten die Spinnen dort die Menschen angegriffen.
Und Madame Wu war entkommen!
Eine scheußliche Situation.
Vor wenigen Augenblicken hatte John Sinclair die Gestalt seines chinesischen Freundes aus dem wabernden Nebel auftauchen sehen. Ehe John jedoch hatte rufen können, war Suko wieder verschwunden. Wahrscheinlich hatten sich die Spinnen seiner bemächtigt.
John sah, wie die Tiere an dem Holz des Steuerhauses

hochkletterten. Nicht mehr lange, dann hatten sie das Dach erreicht, und für John stellte sich die Frage, wie viele dieser Biester er abwehren konnte.

Zehn, zwanzig?

Aber was nutzte das, wenn Tausende nachkamen?

Immer wieder suchte John einen Fluchtweg. Er hatte schon mit dem Gedanken gespielt, es mit einem Hechtsprung zu versuchen. Er wollte über die Reling hinweg und in das Wasser der Themse tauchen.

Doch die Distanz war zu groß.

Sinclair blieb ein Gefangener der Spinnen.

In der Messe zersplitterte eine Fensterscheibe. Der Schrei einer Frau gellte über das Deck.

John Sinclair lief eine Gänsehaut über den Rücken. Er hatte es geschafft, auf das Dach des Steuerhauses zu klettern, und angenommen, in dieser Position bessere Chancen zu besitzen.

Das Gegenteil war der Fall.

Und die Spinnen kamen!

Lautlos, aber mit einer tödlichen Präzision.

Die ersten krabbelten bereits über den Rand des Daches, nahmen Kurs auf den Geisterjäger.

John drehte sich um.

Die Spinnen kamen von allen Seiten.

In einem Anfall von Wut zertrat er die ersten, oder schleuderte sie nach unten auf die Planken des Decks.

Für John Sinclair hatte der Kampf ums nackte Überleben begonnen…

***

Bill Conolly war genau wie die anderen Passagiere geschockt gewesen, als der mit Spinnen bedeckte Mann in die Messe torkelte. Doch der Reporter hatte sich als erster gefangen.

Als sich die Spinnen vom Körper des Mannes zu lösen begannen, packte Bill blitzschnell dessen Beine und zog den Mann hinaus. Bill gelangte bis zur Tür, dann schleuderte er ihn mit einem Schwung auf das Deck, mitten hinein in die wimmelnden Leiber.

Bill hatte dabei keinerlei Gewissensbisse, denn der Mann war schon tot.

Der Reporter hetzte zurück.

Unbeschreibliche Szenen spielten sich ab. Panik hatte die Menschen ergriffen.

Viele von ihnen waren auf die Tische und Stühle gesprungen, hatten die kostbaren Ausstellungsstücke zu Boden geschleudert. Zwei Männer hatten die Reste des kalten Büffets abgeräumt und den langen Tisch geentert. Andere machten es ihnen nach. Es gab ein schlimmes Gedränge. Schwächere Personen wurden rücksichtslos vom Tisch

gestoßen.

Die einzige, die ein wenig die Nerven behalten hatte, war Sheila Conolly.

Mit einem ihrer Schuhe schlug sie auf die Spinnen ein. Ihr Gesicht war vor Ekel verzogen, doch sie gab nicht auf. Körper für Körper zerplatzte unter den Schlägen.

Bill half mit. Er zertrat Spinnen, wo er sie nur sah. Eine krabbelte an seinem Hosenbein hoch. Sheila sah es und schmetterte sie zu Boden, wo Bill sie zertrat.

Jetzt griffen auch noch andere beherzte Männer mit ein. Verzweifelt versuchten sie, der Spinnenflut Herr zu werden. Doch es war ein aussichtsloses Unterfangen. Immer mehr Spinnen drangen von draußen herein.

Eine Frau verlor die Nerven, schlug eine Fensterscheibe ein und begann zu schreien.

Unabhängig voneinander kämpften Bill Conolly und John Sinclair. Aber es war nur noch eine Frage der Zeit, wann das Spinnenheer sie überfluten würde.

Und dann vermeinte Bill, eine Megaphonstimme zu hören. Aber das konnte er sich auch nur eingebildet haben. Vielleicht waren das seine Wunschträume, doch die ließen sich wohl nicht erfüllen.

Bill und seine Frau kämpften Seite an Seite - und mußten doch immer mehr zurückweichen, um den mörderischen Spinnen Platz zu machen. Zum Glück waren nicht alle giftig, denn wäre das auch noch der Fall gewesen, hätte es sicherlich schon ein paar Tote mehr gegeben. So aber wurde die Galgenfrist immer noch weiter hinausgezögert…

***

Suko, der Mann mit dem stählernen Körper, wie John oft zu sagen pflegte, hangelte kraftvoll an dem Tau hoch. Seine Hände arbeiteten wie gut geölte Automaten, und dann hatte er es geschafft.

Suko stand auf der Reling. Hinter seinem Rücken hörte er den Chief-Sergeant keuchen.

Der Chinese zog seine beiden Pistolen.

Dann begann er zu schießen.

Pfeifend schossen die Brandsätze aus den klobigen Läufen, zogen eine helle Spur über das Deck und begannen sich plötzlich zu entzünden.

Im Nu pufften die Flammen hoch, loderten auf.

Suko sah das Spiel des Feuers und kannte jetzt kein Halten mehr.

Er sprang an Deck, hörte den Schrei.

»Sukooo!«

Das war John.

Das Feuer hatte Löcher in die Nebelwand gerissen. Der Chinese sah

John Sinclair auf dem Dach des Steuerhauses stehen, sah ihn winken und wußte, was zu tun war.

»Fang auf!« brüllte Suko.

Er schwang den rechten Arm, und dann wirbelte die Pistole durch die Luft, genau auf den Geisterjäger zu.

John schnappte die Pistole im Flug.

Das war der Beginn der großen Abrechnung.

Drei Männer fingen an, mit dem Spuk aufzuräumen.

Chief-Sergeant Crawford, Suko - und John Sinclair.

Die Waffe in seiner Hand spie Kugel auf Kugel. Das Feuer riß breite Schneisen in das Heer der Spinnen. Glühende Körper wurden hochgewirbelt. Es knackte und knisterte.

Das Spinnenheer lichtete sich.

Zahlreiche Tiere versuchten zu fliehen. Viele von ihnen purzelten ins Wasser, wo sie ertranken.

Suko und der Sergeant hatten sich zum Bug des Schiffes durchgekämpft. Sie räumten dort auf.

Und Bill Conolly stand mit glänzenden Augen und zu Fäusten geballten Händen am Fenster der Messe und sah den Männern zu.

»Verdammt, verdammt, wenn ich doch auch nur eine Waffe hätte«, flüsterte er mit erstickter Stimme.

»Du hast schon genug getan«, sagte Sheila.

Inzwischen war John Sinclair vom Dach des Steuerhauses gesprungen. Zwei Kugeln steckten noch in seiner Waffe.

Nur vereinzelt sah er die Spinnen auf dem Deck. Aber es hatten sich auch Brandherde gebildet, die so schnell wie möglich gelöscht werden mußten.

Plötzlich lief alles Hand in Hand. Der Funker des Patrouillenbootes hatte laufend die Alarmmeldungen durchgegeben.

Einen Großalarm wie diesen hatte selbst ein Mann wie Chief-Sergeant Crawford noch nicht erlebt.

Rettungsboote, Löschboote, Polizeikreuzer, sie rauschten in voller Fahrt heran.

Starke Scheinwerferstrahlen ließen die Nacht zum Tag werden, kämpften gegen den Nebel an. Rettungsleitern wurden an der Reling festgehakt. Denn jetzt ging es um die Sicherung der Menschenleben.

Es war ein Kampf gegen die Zeit, denn der Brand breitete sich aus.

Und das Schiff fuhr noch weiter. Die magische Steuerung war noch nicht gebrochen.

John Sinclair hetzte über das Deck. Er sah plötzlich Polizisten über die Leitern klettern. Manche von ihnen trugen Wasserschläuche.

Schon spritzte der Schaum in die Flammen.

Die Menschen in der Messe waren nicht mehr zu halten. Kopflos rannten sie auf Deck.

Es gab ein ungeheures Durcheinander.
Schwimmwesten wurden verteilt. Manche Passagiere sprangen kurzerhand in die eiskalten Fluten der Themse. Andere wiederum wurden von den Polizisten an Bord der Rettungsboote geschafft.
Die größte Aktion der Londoner Flußpolizei lief auf vollen Touren.
Plötzlich war Suko neben John. Sein Körper war mit Schaum bespritzt, aber Suko lachte.
»Wir müssen Madame Wu haben!« schrie John seinem chinesischen Freund zu.
»Und wo ist sie?«
»Sie hat sich in eine Spinne verwandelt. Wahrscheinlich ist sie unter Deck gekrochen. Ich muß sie kriegen.«
John und Suko hatten sich der immer noch offenstehenden Luke genähert. Plötzlich tauchte der Kopf eines Spinnenmonsters auf.
Suko feuerte.
Der Brandsatz traf den Schädel des Monsters. Augenblicklich ging er in Flammen auf.
Das Spinnenmonster kippte zurück und hauchte im Bauch des Schiffes sein Leben aus.
Es war der letzte der beiden Fletcher-Brüder.
John deutete auf die Luke. »Da müssen wir rein!«
Suko nickte. »Okay, worauf warten wir noch?«
In der nächsten Sekunde sprangen die beiden Männer in die Tiefe…

***

John Sinclair und Suko landeten neben der Leiche des Spinnenmannes. Das Feuer hatte ganze Arbeit geleistet. Von dem entstellten Körper war nur noch Asche übriggeblieben.
Es war finster wie in einem Tunnel. Beide - John und Suko - hielten ihre Waffen schußbereit. Vom Deck her drang der Stimmenlärm nur noch schwach zu ihnen herunter. Dafür quollen dicke Rauchschwaden durch die offene Luke und reizten die Schleimhäute.
Suko stieß seinen Freund an. »Ich habe eine Lampe!«
Sekunden später schnitt der Lichtspeer durch die Dunkelheit.
Die beiden sahen sich um. Sie befanden sich in einem Lagerraum. Kisten nahmen die Hälfte des Platzes ein. Die meisten waren mit Metallbändern gesichert worden. Der Staub lag fingerdick.
Von den Spinnen sahen sie nichts, obwohl Suko gründlich den Boden ableuchtete.
»Wie viele Kugeln hast du noch?« erkundigte sich John Sinclair besorgt.
»Eine.«
»Verdammt, ich auch.«
Suko lachte. »Das sind immerhin zwei. Was wollen wir mehr?« Der

Chinese hatte seinen Humor nicht verloren. Er schwenkte den Arm mit der Taschenlampe.

»Da ist eine Tür«, sagte John.

Das Wort Tür war übertrieben. Es gab nur einen schmalen Durchlaß zwischen zwei Kistenstapeln. Höchstwahrscheinlich führte er in den nächsten Raum.

Suko leuchtete die Dunkelheit hinter dem Durchlaß aus. Spinnweben hingen von der Decke und zitterten im grellen Licht. Suko übernahm die Führung. Er schob seinen breiten Körper durch die schmale Öffnung.

John folgte dem Chinesen auf dem Fuß. Der Geisterjäger hielt die Waffe mit dem klobigen Lauf schußbereit in der Hand. Er fühlte, wie die Spannung in ihm hochkroch. Die Entscheidung stand dicht bevor, das wußte er. Schweiß glitzerte auf seiner Stirn.

Der Raum, den sie betreten hatten, war leer. Wenigstens sah das im ersten Augenblick so aus. Doch dann fiel das Licht der Lampe auf einen Tisch.

Dort stand sie.

Die Spinne aus Jade!

John ergriff Sukos Arm. »Das ist sie«, hauchte der Oberinspektor.

»Wer?«

»Madame Wu. Sie ist die Spinne. Jetzt entkommt sie uns nicht mehr.«

John Sinclair schob sich an Suko vorbei, um als erster den Tisch zu erreichen.

Plötzlich hörte er ein dumpfes Geräusch und einen erstickten Schmerzensschrei.

John kreiselte herum.

Suko! Er wälzte sich am Boden. Jemand hatte ihm eine Holzlatte über den Schädel geschlagen. Und dieser Jemand war niemand anderer als Chuck Manners.

Der letzte Spinnenmann!

Er war noch übriggeblieben und versuchte nun, das Leben seiner Königin zu retten.

Er griff an.

Mit beiden Klauen hatte er die Holzlatte gepackt, zielte damit nach John Sinclairs Kopf.

Der Geisterjäger duckte sich.

Die Latte pfiff über seinen Kopf hinweg, und das Spinnenmonster taumelte von der Wucht des Schlages getragen auf John Sinclair zu.

Der Geisterjäger feuerte.

Fauchend jagte der Brandsatz aus dem Lauf und traf die Körpermitte des gefährlichen Spinnenmonsters.

Es war wieder das gleiche Spiel. Im Nu stand der Mann in Flammen. Er schrie und brüllte, daß John Sinclair eine Gänsehaut über den

Kücken lief.
Torkelnd lief das Spinnenmonster durch den Raum. Es prallte gegen die Wand, versuchte irgendwo Halt zu finden, rutschte jedoch ab und wand sich auf dem Boden.
Chuck Manners konnte niemand mehr helfen.
Er starb.
Gespenstisch zuckten die Flammen über die rauhen Holzwände, züngelten an ihnen hoch, und John hatte die Befürchtung, daß das trockene Holz Feuer fangen würde.
Doch dann sanken die Flammen in sich zusammen, und von Chuck Manners blieb nicht mehr als ein Häuflein Asche übrig.
John Sinclair hatte den Tod des Monsters mit ansehen müssen und deshalb nicht auf die Spinne aus Jade achten können. Durch magische Kräfte war sie wieder lebendig geworden und kroch plötzlich auf den Rand des Tisches zu.
Der Geisterjäger sprang vor. Noch einmal sollte ihm Madame Wu nicht entwischen.
Er erreichte den Tisch, noch bevor die Spinne an einem Bein hinunterklettern konnte.
Die Spinne verharrte.
John beugte sich über sie. Er sah den kleinen Kopf, und das Gesicht der Madame Wu starrte ihn an.
Deutlich konnte John die Augen erkennen. Und er las Todesfurcht in den Blicken. Madame Wu wußte, daß der Geisterjäger ihr keine Chance mehr lassen würde.
Eine grün leuchtende Aura umgab den Spinnenkörper und warf ihren Schein bis auf John Sinclairs Hand, die die Pistole hielt.
»Laß mich leben!« bettelte die Spinnen-Königin. »Es soll dein Schaden nicht sein!«
Nur schwach konnte John die Worte verstehen, doch er schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er, »du hast genug Unheil angerichtet. Jetzt ist dein Spiel aus.«
»Du Narr!« zischte die Spinnen-Königin. »Weißt du denn nicht, daß ich aus einer Welt komme, die…?«
Plötzlich verstummte sie. Ihr Gesicht verzog sich. Unsagbare Pein spiegelte sich auf den Zügen wider.
Nur mit Mühe konnte sie die nächsten Worte aussprechen. »Sie - sie holen mich«, vernahm John. »Ich spüre es genau. Ich - ich habe versagt. Jetzt folgt die Strafe…«
»Welche Strafe?« fragte John. Er hatte plötzlich die Gewißheit, daß er die Spinnen-Königin gar nicht zu töten brauchte. Denn das würden andere besorgen. Mächte, die weitaus stärker waren als John Sinclair. Die in den Dimensionen des Horrors und des Schreckens lebten und die erkannt hatten, daß Madame Wu, ihre Dienerin, die Probe nicht

bestanden hatte.

»Die Träume!« keuchte die Spinnen-Königin. »Ich wollte die Träume der Menschen beeinflussen. Es - es ist mir bei einem gelungen. Chuck Manners - er ist zurückgekehrt. Zu mir. Ich wollte…«

Was Madame Wu noch wollte, das erfuhr John Sinclair nicht mehr.

Plötzlich begann der Spinnenkörper zu glühen. Es war ein grelles kaltes Licht, das blendete, und John Sinclair sprang unwillkürlich zurück. Dann sah er, wie der Körper regelrecht auseinanderplatzte. Es sprühte und zischte, Blasen erschienen auf dem Panzer der Spinne, platzten im nächsten Moment wieder weg, dann gab es eine lautlose Explosion, und der Spinnenkörper war verschwunden.

Andere, stärkere Mächte hatten die Versagerin wieder in ihr Reich geholt.

John Sinclair fühlte sich unendlich erleichtert. Dieser Fall war kein Ruhmesblatt für ihn gewesen, und wenn er Suko nicht gehabt hätte…

Suko! Bei dem Gedanken an seinen Freund wandte John sich um.

Der Chinese quälte sich gerade auf die Beine. Da die Lampe noch brannte, konnte John Sukos verzerrtes Gesicht erkennen.

»Hast du sie…?« keuchte Suko.

John schüttelte den Kopf. »Das war nicht mehr nötig. Andere haben es besorgt.«

»Welche anderen?«

»Erzähle ich dir später. Komm jetzt.«

John Sinclair half Suko auf die Beine. Da hörte er die Stimme.

»John! Verdammt, John, melde dich!« Bill Conolly war es, der den Geisterjäger rief.

Sekunden später hörten John und Suko erregte Stimmen, und dann tauchte in dem schmalen Durchlaß Bills verschwitztes Gesicht auf.

»Alles klar?« fragte er.

John grinste. »Alles klar.«

***

Als Madame Wu in die Dimensionen des Schreckens geholt worden war, hatte das Boot auch keine Fahrt mehr gemacht. Mit ihrer Vernichtung war der magische Bann aufgehoben worden.

Als die Männer wieder an Deck standen, schlossen sie erst einmal geblendet die Augen. Von allen Seiten wurde das Hausboot angestrahlt. Noch immer waren die Polizisten mit der Rettungsaktion beschäftigt. Den Brand hatten sie inzwischen gelöscht. Einige Beamte machten noch Jagd auf Spinnen. Wenn sie eine sahen, wurde sie zertreten.

Einer der leitenden Beamten sah John Sinclair und kam schnurstracks auf ihn zu.

John kannte den Mann. Es war Chief Roberts, Einsatzleiter der River

Police.

Roberst reichte John die Hand. Dann wies er mit einer Handbewegung über das Deck.

»Jetzt sagen Sie mir mal, was eigentlich los war, Sinclair. Ich hörte hier die tollsten Schauermärchen. Spinnenheere, Spinnenmonster. Stimmt das denn alles?«

»Ja.«

»Und?«

John legte dem Mann seine Hand auf die Schulter. »Wissen Sie, Chief, das erzähle ich Ihnen alles morgen. Außerdem werde ich einen Bericht schreiben, von dem Ihnen automatisch eine Kopie zugeht.«

»Okay, wie Sie meinen. Mittlerweile hat es sich ja herumgesprochen, daß Sie so etwas wie ein Supergeisterkiller sind. Obwohl ich persönlich an all das nicht glaube. Aber das spielt ja keine Rolle.«

»Nein«, sagte John und lächelte. »Eine Rolle spielt das wirklich nicht.«

»Was machen wir denn mit dem Schiff?«

»Abbrennen«, erwiderte John hart.

Chief Roberts sah den Oberinspektor an wie einen Geisteskranken. »Was haben Sie eben gesagt? Abbrennen?«

»Ja. Und ich nehme das auf meine Kappe. Sagen Sie Ihren Leuten, daß sie damit anfangen können, wenn die Passagiere von Deck geschafft worden sind. Eine bessere Möglichkeit finden Sie doch nicht. Es ist Nacht, kein Schiffsverkehr…«

»Okay, wie Sie meinen.«

Vierzig Minuten später war es dann soweit. Die Gäste waren auf die Polizeiboote verteilt worden und sahen zu, wie plötzlich die Flammen aus dem Schiff schlugen.

Es war ein grandioses Schauspiel. Haushoch züngelte das Feuer. Funken stoben in einem glühenden Regen umher. Der grauschwarze Qualm vermischte sich mit den Nebelschwaden zu einer kreiselnden, wirbelnden Wand.

John Sinclair, Sheila Conolly, ihr Mann Bill und Suko standen zusammen. Sheila hatte sich an den Reporter geklammert, während John und Suko mit unbewegten Gesichtern in die Flammen starrten.

»Es war ein Alptraum«, sagte Sheila plötzlich und schüttelte sich. »Noch einmal möchte ich so etwas nicht erleben.«

John drehte ihr das Gesicht zu. »Aber diesmal hatte ich keine Schuld«, erwiderte er lächelnd.

»Wieso?«

»Wer hat mir denn erst die Möglichkeit verschafft, auf das Hausboot zu kommen?«

»Ah«, sagte Sheila. »So ist das also. Weißt du, was du bist, John? Du bist ein ekliger, widerlicher, unbelehrbarer…«

Sheilas weitere Worte gingen in dem befreienden Gelächter der drei Freunde unter…

***ENDE***